m 1924 s Struensee

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

23820

6
19
24
6
15
18
15
12
6
140
6
56
87
143 | 2
12

8
22
27
15
18
87

15
18
12
15

Erzählungen eines alten Herrn.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Armand, **Bis in die Wildniß.** Reise-Roman. 4 Bände. 8. 5 Rthlr.

Armand, **Alte und neue Heimath.** 8. . . . . . . 1½ Rthlr.

Armand, **Scenen aus den Kämpfen der Mexicaner und Nord-Amerikaner.** 8. . . . . 1½ Rthlr.

Bernhard, Auguste, **Ein Erbvertrag.** Roman. 8. 1 Rthlr.

Düringsfeld, Ida von, **Esther.** Roman. 2 Bde. 8. 2¾ Rthlr.

Freiherr von Eulenspiegel oder **Lebensbilder aus der Neuzeit.** 2 Bände. 8. . . . . 3 Rthlr.

Holtei, Karl von, **Die Vagabunden.** Roman. Illustrirte Ausgabe. 3 Theile in einem Bande. . . . 1½ Rthlr.

Holtei, Karl von, **Die Vagabunden.** Roman. Volks-Ausgabe. 3 Bände. 16. . . . . 1 Rthlr.

Holtei, Karl von, **Christian Lammfell.** Roman. Oktav-Ausgabe. 5 Bände. . . . . 6 Rthlr.

Holtei, Karl von, **Christian Lammfell.** Roman. Volks-Ausgabe. 5 Bände. 16. . . . . 1¼ Rthlr.

Holtei, Karl von, **Ein Schneider.** Roman. Oktav-Ausgabe. 3 Bände. . . . . 3¾ Rthlr.

Holtei, Karl von, **Ein Schneider.** Roman. Volks-Ausgabe. 3 Bände. 16. . . . . 1 Rthlr.

Holtei, Karl von, **Der Obernigker Bote.** Gesammelte Aufsätze und Erzählungen. 3 Bände. 8. . . . . . 3¾ Rthlr.

Holtei, Karl von, **Vierzig Jahre.** Oktav-Ausgabe. 8 Bände. 13 Rthlr.

Holtei, Karl von, **Vierzig Jahre.** Volks-Ausgabe. 6 Bände. 4 Rthlr.

Holtei, Karl von, **Bilder a. d. häuslichen Leben.** 2 Bde. 8. 2 Rthlr.

Holtei, Karl von, **Die Eselsfresser.** Roman. 3 Bde. 8. 5 Rthlr.

Novellen-Al[illegible]ür Bojanowo. Herausgeg. v. R. Gottschall, Putv[illegible]acher und E. Trewendt. 8. 1½ Rthlr.

Oppermann, Andreas, **Aus dem Bregenzer Wald.** 8. ¾ Rthlr.

Pohl, A., **Humoristische Erzählungen und Skizzen.** 8. ¾ Rthlr.

Roquette, Otto, **Heinrich Falk.** Roman. 3 Bände. 8. 5 Rthlr.

Rosen, Ludwig, **Werner Thormann.** Roman. 3 Bde. 8. 4 Rthlr.

Schlönbach, Arnold, **Originale.** 2 Bände. 8. 2 Rthlr.

See, Gustav vom (G. von Struensee), **Vor fünfzig Jahren.** Roman. 3 Bände. 8. . . . . 4 Rthlr.

Erzählungen eines alten Herrn.

Von

Gustav vom See.

(G. von Struensee.)

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1860.

Vorrede.

Die nachstehenden Erzählungen verdanke ich einem alten jetzt auch schon unter dem grünen Rasen schlummernden Freunde, bei welchem ich viele herrliche Sommertage und viele trauliche Winterabende verlebt habe. An den letzteren, wenn im alterthümlichen Kamin gewichtige Holzscheite flammten und in den grünen Römern der Wein funkelte oder die Punschbowle dampfte — gegen Thee empfand er eine unüberwindliche Abneigung — erzählte er gern die Ereignisse seines Lebens. In der ersten Erzählung, „der Mönch," wird der Leser den alten Herrn näher kennen lernen und von ihm selbst erfahren, wie der Roman seines Herzens verlaufen. Die übrigen Geschichten sind Aufzeichnungen von ihm, denn er liebte es später, sich mit solchen nutzlosen Dingen zu beschäftigen, entstanden aus Mitgetheiltem, wie z. B. „Stabat mater," was er mit aus Paris brachte, oder aus selbst

Erlebtem, wie „das Marienbild,“ oder endlich, gleichsam als Beweisführung eines aufgestellten Satzes, wie „die wiedergefundene Jugend,“ womit er überhaupt die Unmöglichkeit, wieder jung werden zu können, selbst wenn es uns gestattet würde, veranschaulichen wollte.

Vielleicht gewinnt der Leser den alten Herrn, wenn er ihn durch diese Erzählungen näher kennen gelernt hat, auch Etwas lieb, in welchem Falle ich noch Mehreres von ihm mitzutheilen bereit bin.

Breslau, im Januar 1860.

Der Verfasser.

Inhalt.

Der Mönch.

1.

Den Urlaub hatte ich glücklich in der Tasche, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten. Anders that es „unser Alter," wie wir den Obersten nannten, einmal nicht; er gerieth jedesmal bei derartigen Gesuchen in eine mehr als gelinde Aufregung. Ließ man diese aber ruhig vorübergehen, so schlug er selten eine Bitte ab, die dem Dienste nicht gradezu entgegen war. So ging ich denn auch an jenem Tage zu unserem Alten, — jetzt ist er längst zu seinen Vätern versammelt, und ich selbst, der ich damals ein flotter Lieutenant in einem königl. preußischen Infanterieregiment war, bin nun ein alter Mann geworden; denn die Geschichte, welche ich erzählen will, trug sich bereits vor fünfundvierzig Jahren zu, wenigstens, soviel ich selbst dabei betheiligt bin. Ich ging also, wie gesagt, zum Obersten, und wie ich mit Schärpe und Czako zu ihm in die Stube trat, sah ich es ihm sogleich an, daß in Erwartung eines zu hörenden Gesuches eine noch tiefere Röthe sein volles von

Blatternarben zerfurchtes Gesicht überflog, als für gewöhnlich darauf lagerte.

„So! Urlaub wollen Sie, auf zehn Tage? Sie hätten sich füglich die Mühe sparen können, hierher zu mir 'raus zu kommen. Und wozu? Wer von Ihren Fräulein Schwestern hält denn wieder Hochzeit oder Verlobung? Sie sollten ein Heirathsbureau errichten, denn das reißt ja gar nicht ab! Wie viel Schwestern haben Sie eigentlich?"

„Der Herr Oberst wollen entschuldigen," schaltete ich bei der kleinen Pause, die er machte, ein, „Schwestern sind bei diesem Gesuche gänzlich unbetheiligt, da ich leider nicht das Glück habe, deren zu besitzen. Ich beabsichtige nur eine kleine Gebirgsreise."

„Gebirgsreise, Herr Lieutenant? Jetzt wollen Sie eine Gebirgsreise machen, jetzt, wo wir im Re'ment exercieren, wo mir so viele Offiziere abkommandirt sind, jetzt, wo überhaupt — der Teufel soll die ganze Wirthschaft holen! Wenn die paar Offiziere, die beim Re'ment geblieben, in solchen Zeiten noch Vergnügungsreisen machen wollen, dann ist freilich keine Hoffnung, wenn es einmal los geht. Und es wird einmal los gehen, Herr, es muß einmal wieder los gehen! So kann es nicht bleiben und darf es nicht bleiben, und wenn der Napoleon — doch Ihnen ist das wohl gänzlich egal, was?"

„Ich sollte denken, Herr Oberst, daß Ihnen meine und unser aller Gesinnung besser bekannt wäre. Wollte Gott, es ginge los — morgen, oder lieber noch heute! Sie wissen es ja, daß sich Ihre Offiziere schlagen werden, bis Alles wieder geworden, wie es war, oder — daß sie sterben im Kampfe für die Freiheit, für König und Vaterland. Eins von beiden geschieht ganz gewiß, Herr Oberst — ach! wenn es nur erst so weit wäre, daß wir sagen könnten: nun, mit Gott, Eines oder das Andere, Siegen oder Sterben!"

„Ja, das wolle Gott, mein Freund," sagte der Alte nicht ohne sichtbare Bewegung, indem er mir die Hand reichte; „ich bin auch überzeugt — aber die Federfuchser in Berlin! Konnten wir eine schönere Gelegenheit haben, als vor zwei Jahren mit Oesterreich — doch das ist nun vorbei! — Wie lange wünschen Sie Urlaub?" —

„Zehn Tage." —

„Reisen Sie mit Gott. Adieu!"

Damit war die Unterredung zu Ende, ich ging zu meinem Freunde, der Offizier bei der Artillerie war, und wir trafen die kurzen Vorbereitungen, welche zu solch einer kleinen Fußreise nöthig sind. Bei Offizieren ist dies immer in sofern mit einigen Schwierigkeiten verbunden, als sich ihre Civil-Anzüge gewöhnlich mehr oder weniger in unvortheilhaften Zuständen befinden.

Eines oder das Andere ist nicht mehr ganz modern, entweder nur für den Sommer oder nur für den Winter angeschafft; kurz, wenn die Uniform mit dem Civil-Kleide vertauscht ist, sieht man aus, als habe man sich das letztere nur geliehen und es gehöre eigentlich einem Andern.

Damals im Jahre 1811, wo noch nicht die bequemen, weiten Röcke Mode waren, konnte man das Nichtpassen eines Kleidungsstückes viel besser sehen, als jetzt. Man äffte damals die fürchterlich häßlichen Moden des französischen Kaiserreichs auch in unserem guten Schlesien nach, und, obgleich es keine Eisenbahnen, nicht einmal fahrbare Postwagen gab, so kam die Mode doch ziemlich ebenso schnell von Paris herüber geflogen, wie jetzt. Auch in Neisse, wo ich damals in Garnison lag, trugen die Frauen und Mädchen die ganz kurzen Taillen und die langen und engen Kleider, welches griechisch sein sollte. Die männliche Tracht war ähnlich, hohe Halsbinden, Röcke mit Taillen, die fast zwischen den Schultern saßen, und mit Schößen, die nahe bis an die Knöchel reichten, nebst ganz engen Beinkleidern. Glücklicher Weise gehörten unsere Civilanzüge noch einer etwas früheren Periode an; sie waren, wie sie vor zwei Jahren getragen wurden, und daher nicht so ganz extrem, wie die damals modernen, so daß wir, als wir am frühen Morgen des andern Tages mit

unserem leichten Offiziersstornister auf dem Rücken den Bergen zuwanderten, so übel gar nicht aussahen, wenn man auch jetzt über ein paar so gekleidete hübsche junge Leute spotten und lachen würde.

Wir lachten auch und sangen noch dazu, denn wir waren froh und guter Dinge, wie man es in der Jugend so leicht ist, wo nur selten etwas Anderes mangelt, als das Bewußtwerden unseres Glückes. An jenem Morgen waren wir uns dessen aber auch bewußt, mein Freund Merlin und ich, denn wir konnten ja zehn Tage ohne Zweck und ohne Dienst in dem schönen mährischen Gebirge umherschweifen, welches mit seinen blauen, waldigen Höhen so anmuthig und verlockend vor uns lag.

„Merlin," sagte ich, als wir aus einer Schlucht einen steilen Fußpfad bergan gehend zuerst den Wald betraten, „Merlin, jetzt umfängt uns der Wald, das Gebirge, wir sind der Ebene entrückt, unsere Abenteuer werden beginnen."

„Ja, lieber Freund," erwiederte der Artillerist, indem er seinen Reisestock so bewegte, als ob er ein Geschütz abfeuern wollte, „sie werden beginnen, daran ist kein Zweifel, ob aber gerade heute, das wage ich nicht zu behaupten, bin vielmehr der Meinung, daß wenn man danach sucht, man sie am wenigsten findet; das Glück kommt unerbeten, ungesucht."

„Und doch heißt es, mein sehr gelehrter Freund, suchet, so werdet ihr finden!"

„Nun, so laß uns suchen, Rudolph, wir könnten in jenes einsame Wirthshaus einkehren, jedenfalls finden wir dort etwas Abenteuerliches für unseren Magen."

Wir thaten so, aber wir fanden Nichts als eine alte schmutzige Wirthin, die weder ein Töchterlein, noch ein hübsches Schenkmädchen hatte, sondern nur einige ungenießbare Nahrungsmittel, die wir stehen ließen und dann wieder von dannen zogen.

2.

So hatten wir uns schon zwei Tage umhergetrieben, waren in manches heimliche Thal herabgestiegen, das wie eine verstohlene Liebe im Schutze der Wälder und Berge lag und nur von scheuen Rehen betreten wurde; hatten auf manchem Berge gestanden, dessen Haupt um ein paar Linien höher aus dem Staube und dem Schmutze der Erde hervorragte, als die Ebene, wo die Brust freier athmet, und das arme Menschenherz sich dem Himmel näher zu sein dünkt, — dem Himmel, welcher immer ferner und ferner zurücktritt, je höher die Menschen auf der Erde steigen, und der sich am nächsten und engsten über den Wiegen der Kinder wölbt. Wir hatten in verschiedenen Dörfern gegessen und geschlafen, ohne daß uns eine einzige Dorfgeschichte

passirt wäre, wahrscheinlich weil uns als Soldaten dafür die Empfänglichkeit mangelte. Dagegen sahen wir viel Schmutz, Rohheit und Dummheit unter den Bauern und nahmen uns daher am dritten Tage vor, entweder in einer Stadt, oder in einem Herrenhause ein besseres Nachtquartier zu suchen, schlimmsten Falls im Walde zu bivouakiren.

Letzteres war eigentlich nur so eine von den Redensarten, die man immer gleich bei der Hand hat, ohne daß es damit ernstlich gemeint ist. Das auf diese Weise provocirte Schicksal schien es aber ernstlich zu nehmen, denn wir geriethen gegen Abend in einen Wald, der kein Ende nahm, wir mochten Thäler kreuzen oder wieder Berge ersteigen. Die Sonne war untergegangen, wir mußten dies wenigstens aus der zunehmenden Dunkelheit schließen, denn vom Himmel vermochten wir Nichts zu sehen. Und wenn dies auch der Fall gewesen wäre, so würden wir doch die Sonne nicht erblickt haben, denn es hatte schon vor einer Stunde angefangen recht angenehm zu regnen; das dichte Blätterdach der Bäume gewährte uns zwar noch einigen Schutz, dennoch waren die Aussichten auf eine Nacht im Walde keineswegs verlockend.

„Hast Du eine Ahnung, Merlin, wo wir uns eigentlich befinden? Sind wir noch in Preußen, oder haben wir bereits die Grenze hinter uns?“

„Wie kann ich das wissen! Ich fühle nur, daß dieser Regen, mag er nun aus preußischen oder österreichischen Wolken kommen, mein leichtes, sommerliches Gewand bereits durchdrungen hat. Was die Grenze betrifft, so kann ich Dir darüber keine Auskunft geben; jedenfalls muß sie nicht leicht zu finden sein, da sie zu den wenigen gehört, welche der große Länder-Zerstückeler unangetastet gelassen hat."

„Ich glaube, es ist dies lediglich aus einer gewissen Scheu vor unserem großen Könige geschehen; der alte Fritz hätte sich im Grabe herumgedreht, wenn man ihm Schlesien wieder genommen."

„Ach, was kümmert sich Napoleon um dergleichen Gefühlssachen! Wenn der alte Fritz sich hätte im Grabe herumdrehen wollen, so hätte er wahrhaftig auch sonst Ursache genug dazu gehabt, — aber der Regen wird immer unangenehmer. Es wird nöthig sein, einen Kriegsrath zu halten."

„Lieber Freund," sagte ich, während ich mir den Kragen in die Höhe schlug, „alle Abenteuer fangen mit Hindernissen oder Widerwärtigkeiten an. Laß uns daher immer ruhig weiter gehen. Irgend ein Ziel muß dieser Weg haben, gieb nur Achtung, daß wir ihn nicht verlieren."

Während dieses Gespräches war der Wald lichter geworden, und wir gelangten nach einiger Zeit auf

einen kahlen Bergrücken, wo wir Wind und Regen aus der ersten Hand erhielten. In dieser immer bedenklicher werdenden Lage erblickten wir tief unten im Thale den matten Schimmer eines Lichtes und steuerten sofort über Felder, durch Büsche und Hecken, über Abhänge und Steingerölle darauf zu. Endlich erreichten wir einen Fahrweg und sahen vor uns die dunklen Umrisse eines weitläufigen Schlosses sich gegen den Horizont abzeichnen. Wir mußten wieder einen ziemlich steilen, wenn auch nicht sehr hohen Berg ersteigen, ehe wir vor dem äußeren verschlossenen Thore standen. Mit dem wohlthuenden Gefühle, nun wenigstens an einen trockenen Ort zu gelangen, zogen wir die schwere Glocke an und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Nachdem uns geöffnet war, und wir unter Angabe unseres Standes und unserer Namen die Bitte um Gastfreundschaft ausgesprochen, wurden wir über einen großen von Mauern umgebenen Hof in das Schloß geführt, und bald umfing uns ein freundliches, mit allem Comfort einer vorsorglichen Gastlichkeit versehenes Zimmer.

Die gnädige Herrschaft erwarte die Herren zum Abendessen im Speisesaale, hatte der Bediente gemeldet. Diese Worte, welche unseren Magen höchst angenehm berührten, waren zugleich im hohen Grade niederschlagend, denn unsere Kleider waren gänzlich durchnäßt; sie mit anderen zu vertauschen, was wir sehr gern gethan

hätten, versagte uns der einfache Umstand, daß unsere kleinen Tornister Nichts als einige Wäsche enthielten. Es blieb uns daher Nichts übrig, als, wenn auch mit schwerem Herzen, Müdigkeit vorzuschützen und uns in's Bett zu legen, um wenigstens trocken zu werden. Im Begriff, diesen schwermüthigen Entschluß auszuführen, erschien der Schloßherr selbst, um, wie er sagte, sich nach unseren Wünschen zu erkundigen; und da wir mit der Offenheit, welche der Jugend eigen, ihm unsere Verlegenheit, die ihm längst bekannt war, mittheilten, so erklärte er, daß er und die Seinigen ungern das Vergnügen entbehren würden, mit uns den Abend zu verplaudern. Wenn wir daher von seiner Garderobe Gebrauch machen wollten, so werde er uns dieselbe zur Disposition stellen und uns in einer halben Stunde erwarten. Natürlich nahmen wir dies Anerbieten eben so dankbar an, als es freundlich gemacht war, und bald erschien der Bediente wieder und legte eine ganze Ladung der verschiedenartigsten Kleider vor uns hin.

„Dies ist das Abenteuer, wenigstens der Anfang," sagte Merlin, indem er ein paar unendlich weite Unaussprechliche so eng als möglich zusammenzog; „es ist Alles viel zu weit, viel zu weit! Wenn ich wüßte, daß hübsche, oder selbst nur junge Damen zur Familie gehörten, so würde ich vorziehen, lieber — aber ich bin

sehr hungrig, und unsere geistreichen Gesichter werden sich immer noch vortheilhaft ausnehmen."

Mit diesen und ähnlichen Trostgründen hatte er endlich seinen Anzug beendet und sah aus wie ein durch eine plötzliche Krankheit mager gewordener Pächter. Er drehte sich vor dem großen Spiegel nach allen Seiten, während wir Beide über das komische Bild in lauter Fröhlichkeit lachten.

Ich, der ich merklich kleiner und noch schlanker als mein Freund war, befand mich jedoch in einer weit schwierigeren Lage; das einzige mir einigermaßen passende Kleidungsstück war ein kanariengelber Sommerrock, der mir aber immer noch bis an die Knöchel reichte und, als ich damit vor den Spiegel trat, ein so anhaltendes Gelächter bei uns Beiden hervorrief, daß ich ihn schließlich entschieden verwarf und erklärte, lieber ruhig hier bleiben zu wollen und zu hungern, als in einer solchen Tracht hinunter zu gehen.

„Hier ist noch ganz etwas Sonderbares," rief Merlin noch immer lachend; „ich glaube, es ist eine Mönchskutte oder derartiges. Möchtest Du dies nicht einmal versuchen?"

„Warum nicht?" erwiederte ich; „das Ganze ist ja doch eine Maskerade. Vielleicht sehe ich als Mönch gar nicht unvortheilhaft aus, jedenfalls ist es eine Charakter-Maske."

Als ich mit dem Mönchsgewand vor den Spiegel trat, fand ich meine Vermuthung vollkommen bestätigt, und selbst Merlin mußte zugeben, daß ich eine interessante Erscheinung wäre; nur, meinte er, würde es höchst unpassend sein, mich so bei einer fremden Familie einzuführen.

„Die Umstände werden dies entschuldigen," entgegnete ich, indem ich mich mit steigendem Wohlgefallen im Spiegel betrachtete. „Die Kutte vertritt hier einen eleganten Schlafrock, was auch der gütige Hausherr sicher vorausgesehen hat; sonst würde er ja nicht dieses Mönchsgewand den übrigen Kleidungsstücken hinzugefügt haben."

„So laß uns gehen," sagte Merlin nachgebend; „mich hungert gewaltig. Aber ich glaube, Du weißt nicht einmal, zu welchem Orden Du gehörst?"

„Jedenfalls zu einem, der die Freuden der Tafel liebt, und es sind nur wenige, die davon eine Ausnahme machen. Komm, es ist unhöflich, unsern freundlichen Wirth so lange warten zu lassen."

So gingen wir denn, er als heruntergekommener Pächter, ich als Mönch. Nicht ohne Beklommenheit öffneten wir die Thüre zur Wohnstube unseres Wirthes, aus der uns ein heller Lichtglanz entgegen leuchtete, und empfanden es bald, daß es leicht ist, derartige

Scherze einzuleiten, aber oft schwer hält, sie auf die Dauer durchzuführen.

In dem nach altem Geschmack eingerichteten Zimmer, welches von den Neuerungen des französischen Kaiserreiches gänzlich unberührt geblieben war, befanden sich drei Personen, der Hausherr, uns bereits bekannt, ein Mann in der Gegend der Fünfzig, aber vollkommen kräftig und mit einem wohlwollenden, wenn auch ernsten Gesichtsausdruck; dann eine Dame, deren Alter über die gewöhnliche Schätzung hinaus lag. Sie hatte jedenfalls die Siebenzig längst hinter sich. Uns erschien sie, als ob sie ebenfalls sich eines Maskenanzuges bedient hätte, denn sie trug das Costüm, wie es zur Zeit Ludwig's XV. modern gewesen sein mochte — enges, langes Schnürmieder, weiter bauschiger Reifrock, gepudertes Haar mit Toupees, und ihre grade und steife Haltung entsprach vollkommen den Bildern, welche meiner Phantasie in jener Tracht vorschwebten. Die dritte, und für uns natürlich die Hauptperson, war ein junges Mädchen von 17—18 Jahren und von überraschender Schönheit; mir kam es wenigstens vor, als sie die großen braunsammetnen Augen mit einem Ausdruck von Erstaunen und zugleich unterdrückter Lachlust auf mich richtete, als hätte ich nie ein so wundervoll schönes Gesicht gesehen. Ihre Tracht, welche

die beliebte kurze Taille verschmähte und eine modifizirte altfranzösische Mode sein mochte, wovon ich allerdings in jenem Augenblick nur den Totaleindruck empfing, trug gleichfalls dazu bei, sie mir in einer besondern Glorie erscheinen zu lassen. Und nun ich, als Mönch mit einer engen militärischen Halsbinde und einem Paar weiten türkischen Hosen! Ich hätte vor Scham und Verlegenheit in die Erde sinken mögen! — Indessen, da dies unmöglich war, stammelten wir einige unzusammenhängende Entschuldigungen, bei welchen Bemühungen die Mienen des Hausherrn und des jungen Mädchens immer heiterer wurden, so daß das Letztere nur noch mit großer Anstrengung das Lachen zu unterdrücken schien.

„Sr. Majestät Offiziere sind mir in jedem Anzuge stets willkommen," erwiederte unser Wirth lächelnd; „bemühen Sie sich nicht, meine Herren, Ihre Erscheinung zu rechtfertigen, obgleich ich gestehen muß, daß Sie aus meiner Garderobe eine etwas sonderbare Auswahl getroffen haben."

„Es war das Passendste, was wir zu finden vermochten," entgegnete mein Freund Merlin, indem er seinen weiten Ueberrock, wahrscheinlich um seine schlanke Taille mehr hervortreten zu lassen, ganz eng übereinander legte, „obgleich nicht zu leugnen ist —."

„Nun lassen wir das. Seien Sie uns nochmals

herzlich willkommen und langen Sie zu, meine Herren, denn Sie werden hungrig sein."

Dieser Aufforderung war schwer zu widerstehen. Wir hatten einen tüchtigen Marsch gemacht, seit Mittag Nichts genossen und waren Beide jung. Eine nicht unbedeutende Menge der vor uns stehenden schmackhaften Speisen verschwand ungewöhnlich schnell, wozu die freundliche und verlockende Art, mit welcher uns Fräulein Toni — so wurde sie von ihrem Vater genannt — dazu einlud, mit beitragen mochte. Während wir so den Anforderungen des Magens entsprachen, nahm das Gespräch nur wenig Fortgang; es fiel mir jedoch auf, daß die alte Dame an dem Mahle fast gar keinen Theil nahm, sondern nur eine Suppe aß, welche ihr ein ebenso steinalter Bediente brachte, der überhaupt nur ihr allein servirte und sonst schweigend und kerzengrade hinter ihrem Stuhle stand. — Dieser Bediente trug ebenfalls die Livree jener vergangenen Zeit, gepudertes Haar mit einem Zopf, kurze braunseidene Hosen, weiße Strümpfe, Schuhe mit Schnallen und einen grauen, vorn ausgeschweiften Rock mit großen blitzenden Stahlknöpfen.

Ich bemerkte, daß zuweilen sowohl die Blicke der alten Dame, als auch diejenigen des Bedienten mit einem forschenden Ausdruck auf mir ruhten, schrieb dies jedoch meinem sonderbaren Costüm zu und bemühte mich, nachdem die Anforderungen meines Magens

gestillt waren, und unser gastlicher Wirth den leichten Tischwein mit einem trefflichen Ungar vertauscht hatte, durch die Erzählung unserer Abenteuer der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben.

„Sie haben ganz richtig geschlossen," bemerkte der Hausherr, nachdem ich in meiner Erzählung zum zweiten Male in diesem gastlichem Schlosse angelangt war, „wenn Sie annahmen, die preußische Grenze noch nicht überschritten zu haben, obwohl sie uns nahe genug liegt, um gleichzeitig von den Schicksalen, welche den Kaiserstaat betroffen haben, mit berührt worden zu sein."

„Wer wäre dies nicht! Der gleiche Druck lastet auf Preußen, wie auf Oesterreich, auf dem ganzen so tief gedemüthigten Deutschland. Napoleon's Stern steigt immer höher, und jetzt, da ihm ein Erbe geboren, verschwindet die Hoffnung immer mehr, daß es jemals anders werden wird."

„Sie, der Sie noch jung sind, vor dem noch ein langes Leben liegt, sollten am wenigsten so empfinden! Auf der Jugend allein ruhen unsere Hoffnungen. Glauben Sie es mir, ich werde es vielleicht nicht erleben, aber die zertretenen Völker werden sich erheben, sie werden sich schaaren unter dem Banner ihrer angestammten Fürsten zu einem heiligen Kampfe gegen die fremde Tyrannei. Die Zeit wird kommen, vielleicht früher, als wir Alle glauben, und dann wer-

den die Könige und Fürsten einig sein, denn sie haben schwer gebüßt und einsehen gelernt, daß nur die Einigkeit stark macht."

„Gott möge Ihren Worten bald Erfüllung geben! Wir Alle sind bereit, zu siegen oder zu sterben!" rief ich begeistert von dem feurigen Wein und Toni's glänzenden Augen, am meisten aber von der Verwirklichung einer Idee, welche damals fast ausschließlich alle unsere Gedanken erfüllte, obgleich wir sie noch in eine ferne Zeit hinausrückten.

„Ich weiß, daß so wie Sie alle Ihre Kameraden denken," erwiederte der Hausherr, mir die Hand reichend, „und auf diesen Gesinnungen ruhen unseres armen Vaterlandes einzige Hoffnungen. — Doch genug von der leidigen Politik! Als echte fahrende Ritter sind Sie in dies entlegene Schloß gekommen, der Sie meldende Bediente hat mir Ihre Namen nur unverständlich mitgetheilt, da es mir vollkommen genügte, zu wissen, daß ich das Vergnügen haben sollte, zwei Offizieren meines Königs Gastfreundschaft zu schenken. Es möchte aber doch an der Zeit sein, uns mit einander bekannt zu machen. Sie befinden sich auf dem Schlosse Altstett, dessen Besitzer, von Velsen, die Ehre hat, sich Ihnen in meiner Person vorzustellen. Dies ist meine Mutter," fuhr er fort, auf die alte Dame

zeigend, welche den Kopf nur unmerklich neigte, „und dies meine Tochter."

Wir nannten unsere Namen von Villach und Merlin; daß wir Secondelieutenants waren, ich bei der Infanterie und mein Freund bei der Artillerie, wußte man schon.

„Von Villach heißen Sie?" fragte die alte Dame, indem sie mich mit ihren großen braunen Augen wieder scharf ansah; „war Ihre Mutter oder wohl Ihre Großmutter nicht eine geborene von Velsen?"

Genealogische Studien gehören nicht zu den Beschäftigungen der Jugend, und so mußte ich zu meiner Schande gestehen, daß ich darüber keine Auskunft zu geben wisse, obgleich ich viel darum gegeben hätte, jetzt diese Frage beantworten zu können.

„Der Geburtsname Ihrer Mutter wird Ihnen doch bekannt sein?" inquirirte die alte Dame weiter, „oder haben Sie diesen auch nie erfahren?"

„O ja, meine gnädige Frau! Meine Mutter war eine geborne von Monschütz."

„Es ist so, wie ich dachte," erwiederte die alte Dame in sichtbarer Bewegung, und auch der alte Bediente räusperte sich. „Ihre Großmutter war die Schwester meines seligen Gemahls, die Tante meines Sohnes, Sie sind uns also ein ziemlich naher Verwandter. Die Aehnlichkeit hat mich nicht getäuscht, sie

ist zu auffallend in diesem Costüm, nicht wahr, Friedrich?"

„Sehr, sehr," bemerkte der alte Bediente, ohne seine Stellung zu ändern.

Mir kam diese Mittheilung sehr unerwartet. Ich fühlte mich einigermaßen beschämt, von so nahen Verwandten gar keine Kenntniß zu besitzen. Als ich jedoch den Tod meines Vaters in der Schlacht von Auerstädt mitgetheilt und, ohne den Schmerz unterdrücken zu können, erzählt hatte, wie auch meine geliebte Mutter auf der Flucht in einem kleinen polnischen Landstädtchen gestorben sei, und ich selbst zuerst ganz verlassen gewesen, dann durch die Verwendung eines Freundes meines Vaters zum Regiment gekommen und vor zwei Jahren Offizier geworden; daß ich von meinen so plötzlich und in den großen Wirren der Zeit verstorbenen Eltern über meine Verwandten Nichts erfahren und bis jetzt geglaubt habe, ganz allein auf der Welt dazustehen — da wurde ich mit Herzlichkeit als Verwandter begrüßt, küßte der Großtante ehrerbietig die Hand, der Hausherr umarmte mich, und auch Toni reichte mit einem freundlichen Lächeln ihrem so wunderbar gefundenen Vetter die kleine Hand, welches letztere mir die neue Verwandtschaft in einem besonders strahlenden Lichte erscheinen ließ.

Es wurde noch vieles gefragt und erzählt, besonders

von meinen Eltern; die Großtante warf hin und wieder eine Frage nach meiner Großmutter dazwischen, von der ich jedoch nur eine äußerst dunkle Erinnerung hatte. Dann empfahlen wir uns endlich, da es ungewöhnlich spät geworden war. Dessenungeachtet war alle Müdigkeit von mir gewichen. Jeder, der sich in meine Lage versetzt, wird dies natürlich finden, auch mein Freund Merlin befand sich in sichtbarer Aufregung, und so ließen wir die Ereignisse dieses Tages nochmals vollständig die Revue passiren.

„Aufgefallen ist es mir," bemerkte Merlin, „daß Deine alte Großtante, welche überhaupt eine originelle Matrone zu sein scheint, Dich an der Aehnlichkeit erkannt haben wollte, und auch die alte Stange von Bedienten dies bestätigte; ist Dir dies entgangen?"

„Keineswegs, im Gegentheil! Mir schien ihre Aeußerung am sonderbarsten: „die Aehnlichkeit ist zu auffallend in diesem Costüm." Meine selige Großmutter muß sicher auch einmal bei irgend einer Gelegenheit eine Mönchskutte getragen haben, was ich der alten würdigen Frau, wenn ich sie aus dem Nebel meiner Erinnerungen sich entwickeln lasse, gar nicht zugetraut hätte."

„Wer weiß, wie dies zusammenhängt," erwiederte Merlin gähnend, „vielleicht auf irgend einer Maskerade — ich fange endlich an müde zu werden.

Uebrigens bist Du ein glücklicher Kerl, denn Deine Cousine ist ein allerliebstes Mädchen. Ja, siehst Du, Rudolph, wer hätte das gedacht, als wir so nach Abenteuern begehrlich vorgestern in der alten Dorfschenke saßen! Nun hast Du mehr als Abenteuer, Du bist ein gemachter Mensch; denn Deine neue Verwandtschaft scheint mir des irdischen Gutes in Fülle zu besitzen, eine Zulage —."

„Aber Merlin," unterbrach ich ihn, „was Du für überspannte und konfuse Gedanken hast! Du scheinst sehr ermüdet."

„Das bin ich auch!" entgegnete er in seinem unverwüstlichen Phlegma, „aber doch nicht so sehr, um darin etwas Ueberspanntes zu erblicken, daß ein armer Lieutenant von seinen reichen Verwandten eine Zulage erhalten und ohne Ziererei annehmen sollte. Möchte es der Himmel fügen, daß auf unserer Reise mir eine ähnliche Ueberraschung zu Theil würde! Aber ich kenne leider meine ganze Sippschaft sehr genau. Alles ehrenwerthe, brave Leute, viele Kinder, mäßiges Auskommen. Für mich giebt es nur eine Hoffnung — Krieg, Avancement. Ach, Rudolph, wenn auch nur das Erstere wahr würde, wenn es nur so einen Krieg auf Sein oder Nichtsein mit Frankreich gäbe — ich wollte dann auf das Avancement verzichten, selbst wenn ich todtgeschossen würde —."

„Ich mache das Licht aus, Merlin," unterbrach ich diese bei uns stehend gewordenen Ergießungen. „Gute Nacht!"

Wir schliefen endlich ein.

3.

Als ich am andern Morgen erwachte, schien die Sonne bereits durch die hohen Fenster, aber sie stieg eben erst über die Berge herauf, und es war noch sehr früh. Ohne Merlin zu wecken, trat ich hinaus auf den Altan, denn ich war begierig, die Gegend, in welcher das Schloß meiner so unerwartet aufgefundenen Verwandten lag, im Lichte des Tages zu sehen. Was ich erblickte, war vollständig geeignet, dem Zufalle, welcher mich hierher geführt, dankbar zu sein. In einem nicht zu engen Thale, aber doch von schön bewaldeten, theilweise ziemlich hohen Bergen begrenzt, erhob sich auf dem Ende eines schroff abfallenden Bergrückens das alterthümliche Schloß. Zwei an seinem Fuße sich vereinigende Gebirgsbäche bildeten aufwärts, auf jeder Seite des Schlosses sich hinziehend, verschiedene Thäler, welche eng und wild in malerischen und waldbewachsenen Schluchten sich in dem Gebirge verloren. Abwärts dagegen zog sich ein breites angebautes, freundliches Thal hin, über dessen sanft ansteigende Ränder die höheren Gebirge, jetzt von der Morgensonne mit

Purpur übergossen, in malerischen Linien sich abzeichneten.

Noch heute weiß ich mich des Eindrucks, den der erste Anblick dieser schönen, jetzt so oft gesehenen Gegend auf mich machte, so lebhaft zu erinnern, als ob ich ihn vor wenigen Tagen empfangen hätte. In meinem jungen Herzen regte sich zum ersten Male das Gefühl der Heimath, obgleich ich bestimmt wußte, niemals früher an diesem Orte gewesen zu sein. Von Kindheit an und zumal seit dem Tode meiner Eltern hatte ich stets unter fremden Menschen, zum größten Theil in der Kaserne gelebt; Neisse war bereits die dritte Garnison meines Regiments in den vier Jahren, die ich ihm angehörte — wie hätte da das Gefühl der Heimath in mir erstehen können? Und doch empfand ich es an jenem Morgen zum ersten Mal; meine Brust hob und senkte sich, bewegt von jenen tiefen, leise vibrirenden Athemzügen, wie sie die Sehnsucht nach einem fernen, geliebten Menschen oder nach einem fernen, geliebten Stückchen dieser Erde erzeugt, obgleich für mich weder das Eine, noch das Andere vorhanden war. Das einzige Band, welches mich fesselte und gleichsam mit der Außenwelt vereinigte, war mein Regiment. Es hatte die Stelle der Mutter bei mir vertreten, aber so groß auch meine Anhänglichkeit an dasselbe war und stets geblieben ist, — in jenem Augenblick dachte ich nicht

daran; meine Seele erlag dem Eindrucke eines andern, ihr bis dahin unbekannten Gefühls und öffnete demselben, wie die Blume dem belebenden, erfrischenden Morgenwinde, mit Wonne ihre geheimsten Kammern.

Ich kam mir wie verzaubert vor, wie der Held eines Feenmärchens, und als nun gar in dem Park, über dessen Baumwipfel ich wegsah, meine schöne Cousine im weißen Morgengewande auf und ab wandelte, als sie dann freundlich grüßte und ihre klangvolle Stimme neckisch zu mir herauftönte: „Guten Morgen, Herr Cousin, haben Sie gut geschlafen? Möchten Sie nicht herunter kommen zum Frühstück?" da kam mir dies Alles so wunderbar vor, daß ich nur mit Mühe eine gänzlich unpassende, zum Glück unverständliche Antwort hervorbrachte und dann über das spöttische Lächeln des jungen Mädchens knabenhaft erröthete. Ich weckte jedoch den immer noch schlafenden Merlin, wir zogen unsere nun getrockneten Kleider an, denn bis dahin hatte ich mich auf dem Balkon wieder des Mönchsgewandes als Schlafrock bedient, und gingen hinab.

Die Familie saß unter einer hohen, schattigen Platane auf einem Punkte, von welchem man einen Theil des Parkes und das größere Thal übersah, und hatte offenbar bereits mit dem Frühstück auf uns gewartet. Unsere Entschuldigungen wurden mit den theilnehmendsten Erkundigungen, ob wir gut geschlafen, was

wir geträumt und dergleichen, zuvorkommend abgeschnitten; Toni schenkte den damals sehr theuren Trank der Levante mit solcher Anmuth und Freundlichkeit ein, daß ich erst später darüber zum Bewußtsein kam, wie sehr verschieden dieser Kaffee von demjenigen war, den ich, unter dem napoleonischen Sperrsystem Aufgewachsener, jemals bisher getrunken hatte. Die Großtante kam mir heute, obgleich immer ernst und würdevoll, doch viel leutseliger vor; sie erkundigte sich sehr umständlich nach dem Ergehen meiner Familie, besonders meiner Mutter, und ließ sich auch die dunkelsten Erinnerungen, die ich von meiner Großmutter zu finden wußte, mit der größten Genauigkeit erzählen. Dabei nickte sie dann zuweilen mit dem Kopfe, welcher sonst seine grade Haltung niemals verlor, ein wehmüthiges Lächeln flog über ihre noch immer schöne Linien zeigenden Züge, und der alte Bediente, der auch jetzt schon wieder ebenso steif und grade hinter ihrem Stuhle stand, nickte und lächelte jedesmal mit ihr, als ob er ihr Spiegelbild gewesen wäre.

Natürlich gaben wir der Einladung, den Rest unseres Urlaubes in Altstett zu bleiben und unsere weiteren Streifereien einzustellen, mit Freuden Folge, da sie unseren eigenen Wünschen zuvorkam. Nach einigen Tagen, als wir in Gemeinschaft mit meinem Onkel — denn so mußte ich ihn nennen, obgleich er es

eigentlich nicht war — und Toni die nahegelegenen schönen Aussichtspunkte besucht und über vieles unsere Ansichten und Gefühle ausgetauscht hatten, war ich dort so heimisch geworden, daß ich mit einem mir bis jetzt gänzlich unbekannten Schmerze an die Stunde des Abschiedes denken mußte. Ich hatte ja wieder Verwandte gefunden, Verwandte, welche die Meinigen, meine geliebten Eltern, gekannt und auch geliebt hatten, die mich auch — wenn ich weiter denken wollte, so verschwanden jedesmal der Onkel und die Großtante, und Toni's Bild blieb allein übrig, dieses Bild, welches so schön, so bezaubernd und zugleich so heiter und so muthwillig war. Dies letztere schmerzte mich und preßte mir die Brust zusammen, daß ich oft, wenn ich allein war, nur mit Mühe Athem holen konnte, worüber ich mich zwar jedesmal ärgerte, ohne dadurch jedoch eine Aenderung dieses Zustandes herbeizuführen. Mir war der Gedanke an den Abschied schrecklich, und diese Pein steigerte sich, wenn ich mich in Toni's Gesellschaft befand; sie dagegen wurde mit jedem Tage ausgelassener und muthwilliger, und das kränkte mich, obgleich ich es mir nicht klar machte.

Ich war damals noch sehr jung und hatte noch wenig Erfahrung und Kenntniß von dem wunderbarsten Räthsel der Schöpfung, wie man das weibliche Herz nennt; jetzt, wo ich alt geworden, habe ich

allerdings auch in dieser Beziehung Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt, aber die Lösung jenes Räthsels ist mir dennoch ebenso wenig gelungen, wie sie irgend einem Manne je gelingen wird. Derjenige, welcher in seiner Ueberschätzung oder Uebersättigung glaubt, sie gefunden zu haben, ist mit den Ansprüchen an das irdische Leben abgefunden und thut am besten, je eher je lieber sich zur Ruhe zu legen, auch wenn er, wie so viele junge Greise, noch ein langes Leben vor sich hat. Das Räthselhafte des weiblichen Herzens, das Unergründliche ist es allein, welches ihm seine unvergängliche Anziehungskraft für uns erhält; ohne dieselbe hört es auf, werthvoll und begehrungswerth zu sein.

Es lag nur noch ein Tag zwischen dem Morgen unserer Abreise, als wir gegen Abend durch den Park lustwandelten, Toni munterer und ausgelassener als je, ich mit einem sehr starken Anflug von Sentimentalität nach einer Gelegenheit suchend, dem heiteren Gespräch eine meinen Gefühlen mehr entsprechende Färbung zu geben.

„Lassen wir die Blumen und die Schmetterlinge, meine liebe Cousine," erwiederte ich daher tief aufseufzend, „und wenn es Ihnen möglich, so geben Sie mir über einen Umstand Aufschluß, der, wie ich deutlich bemerkt habe, vorzugsweise Ihrer Großmutter, aber auch Ihnen bei mir aufgefallen ist."

„Das wäre? Haben Sie aber auch nicht etwa wieder davon geträumt? Sie sprechen so viel von Ihren Träumen!“ versetzte sie, mich mit einem Lächeln ansehend, von dem ich wieder nicht wußte, war es Spott oder Theilnahme; denn ihre großen braunen Augen konnten so kindlich unbefangen und dabei zugleich so sehr verständig blicken, daß ich niemals meiner Sache gewiß war, wenn ich hineinsah, sondern immer nur meine eigenen Augen endlich niederschlagen mußte.

„Ich weiß, daß Sie meine Träumereien, wie Sie es nennen, obgleich es nur meine Gedanken sind, nicht interessiren, aber es handelt sich jetzt nicht darum. Als ich am ersten Abende meines Hierseins, — ach, wie reißend schnell ist die Zeit vergangen! — als ich an jenem Abende in dem Mönchsgewande zu Ihnen in das Zimmer trat, da sah mich die Großtante sehr verwundert an, und auch Sie, ich habe es deutlich gesehen, auch Sie —.“

„Nun, darüber werden Sie doch keine Erklärung verlangen? Ich dächte, Sie hätten komisch genug ausgesehen, um unsere Verwunderung natürlich zu finden.“

„Nein, nein, schöne Cousine, das war es nicht. Grade weil ich einigermaßen komisch aussah, hätten Sie lachen können; aber Sie sahen erstaunt aus. Und als mein Name genannt war und unsere Verwandtschaft an den Tag gekommen, die mich so glücklich

macht, äußerte die Großtante: „die Aehnlichkeit hat mich nicht getäuscht, sie ist zu auffallend in diesem Costüm.“ Der alte Friedrich nickte auch dazu und sagte: „sehr, sehr,“ und Sie — doch Sie lachen immer, wie Sie auch jetzt wieder lachen, ohne daß ich weiß —.“

„Seien Sie nicht böse, Cousin,“ antwortete Toni, indem sie ernster wurde und sichtbar erröthete; „im großen Saale hängt ein Bild meines Großvaters mit einem Mönchsgewande, dem sehen Sie sehr ähnlich. Wie er zu diesem Mönchsgewande gekommen, ist eine lange Geschichte.“

„Erzählen Sie, erzählen Sie,“ bat ich.

„Nein, nein, das kann ich nicht, es ist unmöglich. Fragen Sie Friedrich, er wird es gern thun!“

Damit sprang sie fort. Deutlich hatte ich gesehen, daß sie ungeachtet des Lachens wieder erröthet war, und nahm mir vor, neugieriger als je, den schweigsamen Alten zum Reden zu bringen.

Es gelang mir wider Erwarten und leichter, als ich vermuthet hatte. Als ich ihm meine Bitte vorgetragen und hinzugefügt, daß meine Cousine mich ausdrücklich an ihn gewiesen, mir selbst aber die Geschichte nicht habe erzählen wollen, lächelte er wohlgefällig und erwiederte: „Ich glaube wohl, daß Ihnen das gnädige Fräulein die Geschichte nicht hat erzählen wollen, denn die Frauenzimmer sind in solchen Dingen äußerst zurück-

haltend, obgleich gar Nichts dabei wäre. Wenn der Herr Lieutenant es wünschen, so werde ich, wenn die Herrschaft zu Bette ist, auf des Herrn Lieutenants Zimmer kommen. Denn da der Herr Lieutenant ein so naher Verwandter sind, so wüßte ich nicht, warum ich Ihnen ein Geheimniß daraus machen sollte."

4.

So saßen wir denn einige Stunden später auf unserem Zimmer. Nur mit Mühe war der Alte zu bewegen gewesen, sich auf einem Lehnstuhl niederzulassen. Er hatte endlich zwar darauf Platz genommen, aber er saß dennoch immer gerade wie ein eiserner Ladestock. Wir dagegen befanden uns in dem bequemsten Negligee, rauchten unsere Pfeifen, und ich hatte, da es etwas kühl war, an Stelle des fehlenden Schlafrockes wieder meine Mönchskutte angezogen.

„Der Herr Lieutenant haben wirklich eine große Aehnlichkeit," begann nun Friedrich, „besonders wenn Sie diese Mönchskutte anhaben. Es ist eigentlich ein recht sonderbarer Zufall, daß dieselbe so lange aufbewahrt worden ist, und gerade der Herr Lieutenant, als Sie naß geworden, — doch ich will lieber von vorn anfangen.

„Wie Sie mich hier sehen, bin ich jetzt 78 Jahre alt, meine Kräfte fangen allerdings an, etwas nachzu-

lassen, aber ich kann, Gott sei Dank, meinen Dienst bei der gnädigen Frau Mutter noch pünktlich versehen, und es sollte mir sehr leid thun, wenn ich vor ihr sterben müßte, da sie sich die lange Zeit hindurch so sehr an meine Bedienung gewöhnt hat. Obgleich man es mir jetzt nicht ansieht und es schon lange her ist, so bin ich doch auch einst ein junger Bursche gewesen. Als ich 17 Jahre alt war, starben meine Eltern, Gott habe sie selig, rasch hinter einander und ließen mich in dem großen Breslau allein zurück. Längere Zeit trieb ich mich vergebens umher und entkam nur mit Mühe den Werbern, denn es ging damals grade — es war im Herbste 1757 — alles drunter und drüber. Die Oesterreicher hatten Breslau wieder erobert, und Viele behaupteten, die Preußen würden niemals zurückkehren. Da erhielt ich durch die Vermittelung eines vornehmen Herrn, der meinen Vater gut gekannt hatte, eine Stelle als Bedienter bei dem Herrn von Altstett, der hier auf dem Schlosse wohnte, und mußte sogleich abreisen. An dem Tage, wo ich mich auf den Weg machte — es war am 5. Dezember, ich werde es nie vergessen — hörte ich immerfort nach Neumarkt zu fürchterlichen Kanonendonner, welcher gegen Mittag anfing und bis in die Nacht hinein fortdauerte. Ich ging so schnell, wie es mir nur möglich war, um nicht unter das wilde Kriegsvolk zu gerathen, und als ich am andern Tage

in das Gebirge kam, hörte ich Nichts mehr und setzte nun meinen Weg langsamer fort.

„Gegen Abend verbreitete sich jedoch schon die Nachricht, daß die Oesterreicher bei Leuthen total geschlagen wären und sich in voller Flucht nach Mähren befänden. Dieser Umstand setzte mich sehr in Furcht, denn eine aufgelöste österreichische Armee war zu damaliger Zeit keine Kleinigkeit. Ich miethete mir daher einen Bauernwagen und kam glücklich gegen Abend des andern Tages hier an. Der selige Herr, der Vater der gnädigen Frau Mutter, stand damals ziemlich in dem Alter, wie jetzt der gnädige Herr, ihr Sohn, und die gnädige Frau Mutter selbst war ein junges, sehr schönes Fräulein, so wie jetzt das junge Fräulein, und hieß auch Toni, wie diese. Die gnädige Frau, das heißt die damalige gnädige Frau, die Mutter der jetzigen Frau Mutter, befand sich, was man so nennt, in ihren besten Jahren, war aber etwas kränklich. Es war ein böses, wildes Wetter, als ich hier anlangte, ein heftiger Sturm trieb Schnee und Regen vor sich her, und ich kam ebenso naß hier an, wie der Herr Lieutenant, nur war es viel kälter, und ich fror sehr.

„Nachdem der gnädige Herr mich in Augenschein genommen, — er hatte ein strenges und sehr ernstes Aussehen, — befahl er mir eine Livree zu geben und

beschied mich dann herauf. Die Herrschaft saß bei Tisch in der warmen Stube, und ich mußte sogleich aufwarten, was ziemlich gut ablief; dann, als ich abgenommen, sagte der gnädige Herr, indem er aufstand und sich vor mich hinstellte: „Er ist mir empfohlen, und ich habe Ihn deshalb in Dienst genommen. Man braucht in der jetzigen Zeit treue und zuverläßige Leute, ich denke, daß Er dazu gehören wird. Seinen Dienst besorge Er pünktlich und ohne Redensarten; das liebe ich nicht. Was Ihm befohlen wird, thut Er, ohne zu fragen; das liebe ich auch nicht. Ist Er ordentlich und brauchbar, so wird es Ihm hier gut gehen; ist Er nachläßig oder unzuverläßig, so schicke ich Ihn sofort weg. Das merke Er sich. Nun kann Er gehen; lasse Er sich unten Alles sagen und zeigen, und wenn es klingelt, so kommt Er herauf."

„Ich wußte nun ungefähr, was ich zu thun hatte, und ging hinab, um mir Alles zeigen zu lassen. Man zeigte mir aber gar Nichts; die Haushälterin und die Mägde waren schläfrig, auch würden sie heute oben Nichts mehr verlangen, meinten sie. Die Köchin stellte eine große, sonderbar aussehende kupferne Maschine auf den Heerd und sagte, das sei die Warmflasche; das war Alles. Daß dieses Ding hier im Schlosse „der Mönch" genannt wurde, davon sagte sie aber Nichts,

obgleich sie, wenn sie nicht so dumm gewesen wäre, hätte wissen müssen, daß ich dies unmöglich errathen konnte.

„Nach einiger Zeit wurde am Schloßthor geläutet, und der Pförtner brachte einen Mönch, welcher Nachtquartier begehrte; da sich mehrere Klöster in der Nähe befanden, so geschah dies häufig. Es war für derartigen Besuch ein besonderes Gelaß mit einem Strohlager eingerichtet, worauf der Mönch sich bald hinlegte, nachdem er einige Nahrung zu sich genommen. Darauf wurde es wieder ganz still in der großen Küche, die Mägde waren eingeschlafen, und nur die Heimchen zirpten um die Wette. Meine eigenen Gedanken fingen an, ebenfalls undeutlich zu werden, als mich plötzlich der Ton der Glocke wieder munter machte. Schnell eilte ich hinauf, in dem Glauben, es wäre etwas Besonderes passirt; aber die Herrschaft saß noch gerade so wie vor einer Stunde um den Tisch.

„Lege Er den Mönch jetzt in mein Bett," sagte der gnädige Herr, ohne mich anzusehen.

„In das Bett von dem gnädigen Herrn?" fragte ich voller Erstaunen.

„Ich habe Ihm schon gesagt, daß ich das Fragen nicht leiden mag. Geh Er!"

„Sonderbare Leute das, dachte ich; indessen der Befehl war sehr deutlich, und man durfte ja nicht ein=

mal fragen. Ich ging in die Kammer des Mönches, der mich, als ihm mein Licht in das Gesicht schien, mit offenen Augen ansah, denn er schlief noch nicht, und dann sofort aufsprang.

„Was giebt es?“ rief er, „was wollen Sie?“

„Nun, nun,“ erwiederte ich, „erschrecken Sie nicht, Herr Pater. Der gnädige Herr haben nur befohlen, daß Sie sich in ein anderes Bett legen sollen.“

„Warum das? Ich bin mit diesem Lager zufrieden.“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, ich bin auch erst seit heute Abend hier, aber der gnädige Herr sind sehr streng und sehr kurz, und seine Befehle müssen befolgt werden. Sie sollen sich in das Bett des gnädigen Herrn legen.“

„In das Bett des gnädigen Herrn? Er ist wohl toll, Mensch?“ fuhr der Mönch auf und sah mich mit einer Miene an, als ob er mir Etwas zu befehlen hätte.

„Ich war damals noch ein sehr junges Bürschchen und leicht einzuschüchtern, auch sah der Mönch gar nicht so aus, als ob ich ihm hätte imponiren können; es blieb mir daher Nichts übrig, als mich auf's Bitten zu legen. Ich stellte ihm meine verzweifelte Lage vor, schilderte ihm den gnädigen Herrn und daß ich wahrscheinlich noch heute Abend, jedenfalls aber Morgen weggejagt werden würde, wenn er sich nicht entschlösse, dem gegebenen Befehle nachzukommen. Er schien nun

schwankend zu werden; als ich ihn dann noch darauf aufmerksam machte, wie viel besser und weicher er in dem Bette des gnädigen Herrn schlafen würde, als auf diesem Strohlager, lächelte er und sagte:

„Dein Herr scheint ein sonderbarer Kauz zu sein, aber ich will es Dir zu Gefallen thun, habe ich doch auch schon lange in keinem ordentlichen Bette mehr geschlafen."

„Wir gingen also hinauf. Das Bett des gnädigen Herrn stand mit dem der gnädigen Frau dicht zusammen unter einem Baldachin, so wie die Betten jetzt noch stehen. Da bekam der Mönch wieder Skrupel.

„Wo wird denn die gnädige Frau schlafen?" fragte er bedenklich.

„Jedenfalls haben sie noch andere Betten," erwiederte ich, „vielleicht wollen sie auch die Nacht aufbleiben. Wie kann ich das wissen? Es wird sich ja später finden. Legen Sie sich nur nieder."

„Später finden?" murmelte er und schien wieder unschlüssig. Indessen, er gab sich und legte sich nieder. Nachdem dies endlich geschehen war, gefiel es ihm ganz gut, er streckte und dehnte sich recht behaglich, und dann sagte er, ich soll dem gnädigen Herrn in seinem Namen danken, so gut habe er lange nicht gelegen.

„Liege Du so gut, wie Du willst, dachte ich, als ich wieder unten in der einsamen Küche saß; ich werde

mich wohl hüten, ohne Noth hinauf zu gehen. Gott sei Dank, daß ich dies schwierige Geschäft hinter mir habe.

„Während ich mich diesen wohlthuenden Gefühlen hingab, klingelte es oben wieder, und als ich schnell hinauf lief, fand ich die gnädige Herrschaft noch gerade so sitzend, wie vor einer halben Stunde.

„Hat Er den Mönch in mein Bett gelegt?" fragte der gnädige Herr, wieder ohne mich anzusehen.

„Ja, gnädiger Herr, er liegt drinn," erwiederte ich.

„So lege Er ihn jetzt in das Bett meiner Frau."

„In das Bett der gnädigen Frau?" rief ich voller Bestürzung, und eine Ahnung, daß es mit der neuen Herrschaft nicht ganz richtig sein möchte, stieg in mir auf.

„Ich habe Ihm schon zwei Mal gesagt, daß ich das Fragen nicht liebe. Wenn Er an Schwerhörigkeit leidet, so kann ich Ihn überhaupt nicht gebrauchen."

„Dies war wieder sehr verständlich. Es blieb mir daher Nichts übrig, als nochmals zu dem Mönch zu gehen und ihn mit dem neuen Befehle des gnädigen Herrn bekannt zu machen. Zum Glück stieß ich diesmal auf weniger Widerstand, als ich erwartet hatte; der Mönch war bereits eingeschlafen, und als ich ihn geweckt und ihm die neue Ordre mitgetheilt hatte, sagte er nur:

„Deine Herrschaft scheint verrückt zu sein!“ dann kugelte er sich von dem einen Bett in das andere, deckte sich ordentlich zu und fuhr mich verdrießlich an: „nun mach', daß Du fortkommst, und lass' mich endlich in Ruhe.“

„Ich ließ mir dies nicht zwei Mal sagen und ging wieder hinab in die große einsame Küche, wo es jetzt schon anfing kalt zu werden, und hörte den Heimchen zu, die immer noch und sogar lauter zirpten als vorher. Da klingelte es abermals, und als ich hinaufkam, fragte wieder der gnädige Herr:

„Hat Er den Mönch in das Bett meiner Frau gelegt?“

„Ja,“ erwiederte ich, „er liegt drinn.“

„So lege Er ihn jetzt in das Bett des gnädigen Fräuleins, und dann kann Er auch schlafen gehen.“

„Jetzt schwindelte es mir förmlich im Kopfe, und ich zweifelte nicht mehr, daß meine neue Herrschaft übergeschnappt sei. Ich hütete mich jedoch wohl, Etwas zu entgegnen, um mir keine neuen Anzüglichkeiten sagen zu lassen, und da ich mich der Hoffnung hingab, der Mönch würde auch diesmal ebenso gefällig sein, wie das vorige Mal, so verließ ich schweigend das Zimmer. Ich hatte mich jedoch in meiner Voraussetzung diesmal vollständig getäuscht. Der Mönch war in hohem Grade erzürnt, wurde zuletzt, als ich mich

wieder auf's Bitten legte, ganz wild, setzte sich aufrecht in das Bett und drohte mich zum Zimmer hinauszuwerfen, wenn ich nicht den Augenblick gehen würde.

„Dieser neuen Unannehmlichkeit wollte ich mich nicht aussetzen und ging also hinaus, um meine Lage reiflicher zu überdenken. Zuerst schien es mir am zweckmäßigsten, ruhig schlafen zu gehen und es dem gnädigen Herrn zu überlassen, den widerspenstigen Mönch selbst in das Bett des gnädigen Fräuleins zu legen; dann dachte ich aber, daß ich bei solcher Handlungsweise morgen jedenfalls würde fortgejagt werden, was bei den damaligen schweren und unsicheren Zeiten sehr mißlich war. Ich faßte mir also ein Herz und ging wieder hinauf.

„Was will Er noch?" fragte mich der gnädige Herr.

„Er geht nicht," versetzte ich mit zitternder Stimme.

„Wer geht nicht? Ist Er verrückt?"

„Der Mönch; er geht nicht in das Bett des gnädigen Fräuleins."

„Dummkopf," lachte der gnädige Herr auf, „gehen wird er natürlich nicht, Er muß ihn tragen!"

„Tragen? Er ist aber viel älter und stärker als ich; allein kann ich ihn nicht tragen, wenn er nicht will —."

„Was schwatzt Er da?" fuhr der gnädige Herr mich an, indem er kerzengrade in die Höhe sprang, „wer ist älter und stärker als Er?"

„Nun, der Mönch, den der gnädige Herr befohlen haben, erst in Ihr und dann in der gnädigen Frau Bett zu legen. Das hat er mir lediglich zu Gefallen gethan, aber in das Bett des gnädigen —."

„Er hat einen wirklichen Mönch sich in mein Bett legen lassen, und dieser Kerl —!"

„Doch ich will, weil es für mich in meiner jetzigen Stellung nicht passen würde, die Reden des gnädigen Herrn und die Titel, welche er mir dabei zu Theil werden ließ, nicht wiederholen. Er stürzte in das Schlafzimmer, es gab einen ziemlich lauten Wortwechsel zwischen dem Mönch und dem gnädigen Herrn, der damit endete, daß die ganze Dienerschaft aufgeweckt wurde, und man schließlich sowohl den Mönch, als mich, obgleich es finstere Nacht und ein schreckliches Wetter war, zum Schlosse hinausjagte, was ich gewiß nicht verdient hatte, da ich unmöglich wissen konnte, daß man jene alte sonderbare Warmflasche hier „Mönch" nannte. Die Schuld an der Sache trug vielmehr lediglich die Köchin, welche mich davon in Kenntniß zu setzen unterlassen hatte. Ihr geschah jedoch weiter Nichts, vielmehr mußten ich und der arme Mönch, welcher sich so gefällig bewiesen, darunter leiden."

5.

„Als wir Beide draußen standen, — der Sturm war noch heftiger geworden, und es graupelte dabei, so halb Schnee, halb Regen, fing der Mönch sonderbarer Weise an zu lachen, als ob ihm wunder was Angenehmes passirt wäre. „Für einen so kolossalen Dummkopf hätte ich Dich nicht gehalten,“ sagte er dann, „daß Du mich für eine Warmflasche ansehen könntest. Worin besteht denn die Aehnlichkeit? So sprich doch, Junge — nun lachst Du oder weinst Du? Sehen kann ich Dein geistreiches Gesicht nicht.“

„Mir kamen diese Reden für einen Mönch, und noch dazu in so stockfinsterer Nacht und bei dem schrecklichen Wetter gotteslästerlich genug vor, auch war mir gar nicht lächerlich zu Muthe, denn ich hatte meinen Dienst verloren und war für die kalte und nasse Witterung sehr leicht gekleidet. Ich gab dem Mönch, der sich aus der ganzen Sache nicht viel zu machen schien, diese meine Gemüthsstimmung zu erkennen, worüber er wieder anfing zu lachen und dann meinte, hier vor dem Schloßthore könnten wir nicht immer stehen bleiben, wir wollten also weiter gehen. Das war leicht gesagt, aber schwer ausgeführt, denn es war raben-pech-finster, und man konnte keine Hand vor Augen sehen.

„Bist Du hier bekannt, Bursche?" fragte der Mönch, während er den steinigen Berg hinunter ging; „aber ich habe ja gehört, daß Du erst heute Abend angekommen; so laß uns gehen, wir werden wohl irgend ein Unterkommen finden, vielleicht," setzte er wieder lachend hinzu, „in meinem Kloster."

„Das wäre recht schön," sagte ich. „Liegt es weit von hier?"

„Drei bis vier Meilen, und es geht immer durch den Wald."

„Das war eben keine tröstliche Nachricht. Ich hätte mich gern von dem Mönch losgemacht, der doch einmal an all meinem Unheil schuld war, aber, wenn ich offenherzig sein soll, ich fürchtete mich in der wildfremden Gegend und bei der großen Dunkelheit.

„Nun, Friedrich," sprach wieder ganz heiter der Mönch, „habe guten Muth, es nützt nun einmal Nichts; mit gefangen, mit gehangen! Weil Du die thörichte Idee hattest, mich für eine Warmflasche zu halten, sind wir alle Beide aus dem warmen Nest herausgetrieben worden, und ich hatte es mir darin schon so recht behaglich und bequem gemacht. Wer weiß, wozu es gut ist! Habe schon schlimmere Nächte im Walde zugebracht, als diese sich anlegt, obgleich es da oben teufelmäßig stürmt. Ist's doch, als ob das wilde Heer durch die Gipfel der alten Eichen fahre."

„Unter solchen und ähnlichen Reden waren wir immer tiefer in den Wald gerathen, und ich zitterte zum Theil vor Kälte, zum Theil aber auch vor Furcht, denn in dem Walde war ein Gebrause und Gesause, ein Geheul und Geknarre, als ob wirklich die wilde Jagd in vollstem Gange wäre; und dann kam mir auch dieser Mönch, schon seit wir draußen waren, höchst sonderbar vor. Er führte Reden und bediente sich Ausdrücke, die ich nie in dem Munde eines Mönches gehört hatte, obgleich sie, wenn sie unter sich sind, es damit so genau nicht nehmen mögen. Wenn dieser Mönch ein verkleideter Räuber oder so etwas wäre! Je mehr ich darüber nachdachte, desto gewisser schien mir dies. Wiederholentlich hatte er vom Teufel gesprochen, er wollte schlimmere Nächte im Walde zugebracht haben! Dabei konnte er so eigenthümlich lachen, daß es mir jedes Mal durch Mark und Bein ging. Aber loskommen konnte ich nicht, denn in der Dunkelheit und bei dem Wetter wäre ich um keinen Preis allein geblieben.

„Plötzlich blieb der Mönch stehen und lauschte. Man konnte Nichts hören als das Getöse und Gebrause des Sturms, was wollte er also? Er faßte meinen Arm und flüsterte leise: „Ruhig! Rühre Dich nicht!" Dann stierte er wieder in das Dunkel, und nun kam es mir vor, als ob ich einen matten Lichtschein bemerkte. „Man hat dort ein Feuer angezündet, welches der

Sturm nicht brennen lassen will," sagte er; „komm aber leise. Wir wollen sehen, was es giebt." Er hielt mich noch immer fest am Arm, und ich folgte ihm in wahrer Todesangst. Als wir dem Feuer, das nur sehr niedrig brannte, auf ein paar hundert Schritte nahe gekommen waren, schien es, als ob mehrere Gestalten sich darum bewegten.

„Warte hier an dieser alten Eiche," flüsterte der Mönch, „ich will sehen, was es giebt; aber entferne Dich nicht von dieser Stelle, damit ich Dich wiederfinde." Bei diesen Worten zog er zwei Terzerole unter der Kapuze hervor, spannte die Hähne und schlich leise fort. Mich ließ er allein zurück in einer vollständigen Verwirrung meiner Gedanken. Ein Mönch war er also nicht, denn er hatte Terzerole bei sich, welche Instrumente Mönche niemals mit sich zu führen pflegen. Wahrscheinlich waren jene Menschen seine Bande, und er der Räuberhauptmann. In den damaligen unruhigen Zeiten trieb sich so viel solch Raubgesindel umher. Was sollte ich nun thun? Das Beste schien mir, mich ebenfalls wegzuschleichen, bei der Dunkelheit würde man mich schwerlich entdeckt haben. Aber wenn er nun doch kein Räuber wäre — und doch, was sollte er sonst sein, der mit gefährlichen Schießwaffen als Mönch verkleidet sich in die Schlösser einschlich, wahrscheinlich um sich mit der Lokalität bekannt zu machen?

„Ich mochte die Sache überlegen, wie ich wollte, ich konnte zu keinem Entschlusse kommen, sondern blieb immer unter der alten Eiche stehen, deren knorrige Aeste im Sturme stöhnten und seufzten, als ob sie Gliederschmerzen hätte, und stierte in das qualmende Feuer, welches hin und wieder von einer davor tretenden menschlichen Gestalt theilweise verdeckt wurde.

„Da mit einem Male faßte mich wieder die Hand des Mönches, so daß ich auf das Heftigste erschrak. „Komm, Friedrich, schnell! Wir müssen zurück, zurück nach dem Schlosse! Gehe dicht hinter mir, daß Du mich nicht verlierst.“ Damit eilte er fort, ohne ein Wort mehr zu sagen; ich hatte die größte Mühe ihm zu folgen und gar keine Zeit zum Fragen.

„Nach einer guten Stunde standen wir wieder am Schloßthore; der Mönch faßte die Glocke und läutete, als ob das Schloß in hellen Flammen stünde.

„Weckt sofort den gnädigen Herrn!“ fuhr er den schlaftrunkenen Wächter an, und als dieser sich weigerte und vorgab, dies nicht zu dürfen, zog er wieder die fatalen Terzerole hervor und rief: „Kerl, wenn Du nicht augenblicklich gehst, so werde ich Dir Beine machen! Sage dem Herrn, er möge sich beeilen, es hänge Glück und Leben von seiner Eile ab.“ Darauf wagte der Wächter Nichts mehr zu sagen und ging, und nach kurzer Zeit erschien der Herr mit einem Lichte in der Hand,

denn wir waren in die große Küche gegangen, wo es gegen draußen immer noch angenehm warm war.

„Ich bin preußischer Offizier," sagte nun der Mönch, ohne den gnädigen Herrn erst zu Worte kommen zu lassen, „und habe mich aus der Gefangenschaft ranzionirt. Ich weiß nicht, ob Sie preußisch oder österreichisch gesinnt sind; darauf kommt es jetzt aber auch nicht an, denn Ihr Schloß wird noch in dieser Nacht, vielleicht schon in einer halben Stunde, von einer Bande zusammengelaufener und versprengter Marodeure der schlimmsten Art überfallen werden. Der Zufall, welcher mich als Warmflasche in Ihr Bett gebracht, ließ mich später im Walde diese Bande treffen und ungesehen belauschen. Man beabsichtiget hier vollständig zu plündern und, wenn es nöthig, Feuer anzulegen. Unter der Bande befindet sich ein Kerl, welcher hier sehr bekannt sein muß, denn er sprach von einem Pförtchen, welches nach dem Walde führe und leicht zu öffnen sei. Sie begreifen, daß keine Zeit zu verlieren ist, um einen Entschluß zu fassen. Ist es Ihre Absicht, sich zu vertheidigen, so biete ich Ihnen meine Dienste an, anderen Falls werde ich mich sogleich wieder entfernen."

„Der gnädige Herr war sehr erstaunt über diese Nachricht, dankte dem Mönch, der sich jetzt zu meiner

Beruhigung als Offizier zu erkennen gegeben hatte, entschuldigte sein voriges Benehmen, so gut es gehen wollte, und erklärte dann, daß er das Schloß auf's Aeußerste zu vertheidigen entschlossen sei. Es wurden nun in der Eile die dazu nöthigen Maßregeln getroffen. Die im Schlosse befindliche Dienerschaft bestand nur aus vier männlichen Personen; wir waren mithin mit dem gnädigen Herrn, dem Offizier und mir unserer sieben. Sämmtliche Gewehre des gnädigen Herrn wurden geladen, Hirschfänger und Säbel, und was man derartiges finden konnte, unter uns vertheilt. Dann verabredeten der gnädige Herr und der Offizier den Vertheidigungsplan, und nachdem sie eine Zeit lang darüber uneinig geblieben, wer den gefährlichsten Posten, nämlich das kleine Pförtchen, besetzen sollte, behielt endlich des Offiziers Meinung die Oberhand, und er, der Kutscher und ich wurden dort aufgestellt. Der gnädige Herr mit dem Wächter und einem Knechte blieben im Hofe, und ein Knecht, dem man nicht recht zu trauen schien, in der Küche, um später da zu helfen, wo es am Nöthigsten sein würde. Die gnädige Frau und das gnädige Fräulein mußten sich in das Speise-gewölbe begeben; sie sahen sehr blaß aus, besonders die gnädige Frau, und ich hörte, wie der Offizier ihnen Muth einsprach und sagte, sie möchten sich nicht ängsti-

gen, wenn sie schießen hören würden, solch' Gesindel sei in der Regel sehr feige, wenn es Widerstand fände, und würde bald abziehen.

„Das letzte wünschte ich eben so sehnlich, denn es war mir sehr sonderbar zu Muthe, als ich mit einer langen Flinte und einem Hirschfänger neben dem Offizier, der immer noch das Mönchsgewand an hatte, und dem Kutscher hinter einem Mauervorsprung stand. Wir durften uns nicht rühren und auch nicht sprechen, der Wind heulte noch immer fort, und die vor uns liegende Hofmauer zeichnete sich nur sehr unvollkommen gegen den dunkeln Himmel ab. Da vernahmen wir in dem Getose des Sturms ein Geräusch, als ob ein Stein fiele, und bald wiederholte sich dies.

„Sie kommen!" flüsterte der Mönch, „seid kaltblütig und ruhig, schießt nicht früher, als bis ihr ihnen den Lauf auf den Leib halten könnt, es ist zu finster!"

Ich sah jetzt die Umrisse einer Gestalt undeutlich auf der Mauer erscheinen, dann hörten wir einen Menschen herabspringen.

„Verdammt!" rief er leise, „das Pförtchen ist fest verrammelt!"

Ich hörte, wie er an dem Schlosse rüttelte, dann sprang der Mönch vor, es ertönte ein gellender Schrei, ein Mensch fiel schwer zu Boden, und gleich darauf

stand der Mönch wieder neben uns, ohne daß er ein Wort sagte.

„Nun entstand draußen ein wüstes, wildes Gebrüll, viele Stimmen riefen und schrieen durcheinander, dann ertönten schwere Stöße gegen das Pförtchen, die sich unaufhörlich wiederholten. Der Mönch gab dem Knecht in der Küche das verabredete Signal, herbei zu kommen, und er kam auch sogleich, dann richtete er selbst unsere Gewehre gegen das Pförtchen und befahl uns, nicht eher zu schießen, bis er Feuer kommandiren würde. Mir wurde die Zeit ordentlich lang, denn ich hatte jetzt alle meine Furcht verloren. Die Thüre gab endlich den wiederholten Stößen nach, und ein Haufen dunkler Gestalten stürzte durch die Oeffnung. „Feuer!" sagte ruhig der Mönch, und unsere Gewehre, deren Mündung die Kerle fast erreichten, knallten gleichzeitig los. In demselben Augenblick wurde oben von der Köchin, wie es befohlen war, ein Licht an das Fenster gestellt, und ich sah nun mehrere wilde Gestalten sich auf der Erde herumwälzen, zugleich aber auch andere, welche auf uns eindrangen. Es entstand nun ein Handgemenge, und ich fühlte, wie es mir warm von der linken Schulter herunterlief; der Kutscher lag auf der Erde, und der Knecht war verschwunden. Der Mönch aber hatte das Pförtchen erreicht und schon zwei

Räuber niedergehauen, als er zurücktaumelte, und ein riesig großer Kerl auf ihn eindrang. Den Hieb, welchen dieser mit einem Säbel nach ihm führte, fing ich mit meinem Gewehr auf, konnte es aber nicht verhindern, daß er auf ihn stürzte und ihn zu Boden warf. Nun ertönte der kurze schrillende Knall eines Terzerols, und dann lagen sie Beide regungslos neben einander.

„Ich stand jetzt ganz allein auf diesem schauerlichen Platze, welcher sich so schnell mit Verwundeten und Todten gefüllt hatte, und fühlte, wie auch meine Kräfte mich zu verlassen drohten. Dies geschah sehr bald; ich sank nieder und verlor das Bewußtsein.

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem weichen Bette, und das Stubenmädchen saß neben mir. Ich erfuhr nun, daß insoweit Alles gut gegangen, als die Räuber zurückgeschlagen, drei von ihnen getödtet und vier schwer verwundet seien, welche im Gefängniß lägen; daß aber auch der Kutscher todtgeschossen wäre, und der Mönch, oder der Offizier, zwar noch lebe, aber schwerlich durchkommen werde. Letzteres machte mich besonders traurig, denn ich hatte diesen muthigen und zugleich so lustigen Offizier sehr lieb gewonnen. An meine eigene Wunde dachte ich nur wenig, obgleich mich der linke Arm heftig schmerzte, und ich keinen Finger bewegen konnte. Ich habe auch lange an dieser

Wunde leiden müssen, denn der Knochen war verletzt, und wie Sie sehen, ist der Arm noch jetzt etwas steif, so daß ich ihn nie mehr habe vollständig gebrauchen können.

„Ich verfiel noch am selbigen Tage in ein heftiges Fieber, so daß ich von dem, was geschah, gar Nichts wahrnahm. Als ich dann nach sechs Wochen sehr schwach und elend mein Bewußtsein wieder erhielt und mich mit Mühe auf die Vergangenheit zu besinnen vermochte, erfuhr ich zu meiner großen Freude, daß der Offizier noch lebe und sich auf dem Wege der Besserung befinde. Es war recht rührend und wohlthuend für mich, als bald darauf nicht nur der gnädige Herr, sondern auch die gnädige Frau und das gnädige Fräulein zu mir an's Bett kamen und mir Muth einsprachen, ich würde nun bald wieder besser werden, und Alles gut sein. Der gnädige Herr blieb noch allein bei mir zurück, nahm meine Hand und sagte so freundlich, wie ich nie geglaubt, daß er hätte reden können: „Er hat sich treu bewährt, Friedrich. So lange Er lebt, soll es Ihm an Nichts fehlen, und wenn es Ihm hier gefällt und Er brav bleibt, so soll Er hier sein Leben beschließen." Das waren recht herzliche und tröstende Worte, die mich auch bald wieder gesund machten. Von jenem Tage an habe ich das Schloß nicht mehr verlassen, als

mit der gnädigen Herrschaft, und denke auch das Bischen Zeit, das ich noch zu leben habe, hier zuzubringen, bis die gnädige Frau gestorben sein wird."

„Nun, und was wurde aus dem Offizier?" fragte Merlin; „wir möchten das doch auch noch gern hören."

„Natürlich, natürlich," lächelte der Alte wehmüthig. „Er wurde wieder hergestellt, ganz gesund und kräftig; er hatte zwar einen sehr gefährlichen Messerstich in die Brust erhalten, aber seine gute Natur half ihm durch. Das gnädige Fräulein, die jetzige gnädige Frau Mutter, ließ es sich nicht nehmen, ihn zu pflegen; sie wachte manche lange, schwere Nacht an seinem Bett. Dann, als er wieder genesen war, verlobten sie sich, aber er zog doch wieder fort in den Krieg, obgleich sie alle sehr weinten; er durfte ja auch seinen großen König, dem es damals schlecht ging, nicht verlassen. Als endlich der Friede geschlossen war, kehrte er zurück, und es wurde die Hochzeit gefeiert. Es war ein heiterer fröhlicher Tag, und obgleich schon viele Jahre seitdem verflossen sind, so ist es mir doch, als ob es erst vor wenigen Wochen gewesen wäre. Wenn man älter wird, werden die Erlebnisse der jungen Tage wieder auf's Neue lebendig, und wenn ich das jetzige gnädige Fräulein sehe, denke ich immer, die gnädige Frau Mutter wäre wieder jung geworden und ich mit ihr."

„Und was geschah denn weiter?" fragte ich, als

hier der Alte eine Pause machte und sich in seinen Jugenderinnerungen zu verlieren schien.

„Weiter? Nun, sie lebten in Glück und Eintracht miteinander. Damals wurde auch das Bild vom Herrn gemalt, und wie es die gnädige Frau wollte, im Mönchsgewande. Dann wurde der jetzige gnädige Herr geboren, ich habe ihn oft auf meinen Armen getragen, als er noch ein kleiner ausgelassener Knabe war. Als er dann zwanzig Jahre alt geworden, starb der alte gnädige Herr, und seitdem ist die gnädige Frau Mutter eigentlich nicht wieder so recht heiter gewesen. Dann heirathete der Sohn, das gnädige Fräulein wurde geboren, aber es war kein Freudentag, denn die junge gnädige Frau starb nach wenigen Stunden; und seitdem leben wir hier so ruhig fort, einen Tag, wie den andern, ich bediene die gnädige Frau Mutter und habe nur noch den einen Wunsch, so lange zu leben, bis sie gestorben ist, weil sie sich so sehr an meine Bedienung gewöhnt hat. Und nun seien Sie nicht ungehalten, daß ich vielleicht etwas weitschweifig geworden bin, es ist dies ein Fehler des Alters." Damit schloß er seine Erzählung, wünschte uns gute Nacht und empfahl sich.

6.

„Du bist ein wahrer Glückspilz," sagte Merlin, indem er sich seine Pfeife anzündete, welche ihm beim

aufmerksamen Zuhören ausgegangen war; „Du wirst es sicher auch noch einmal zum kommandirenden General bringen."

„Das hoffe ich," erwiederte ich lachend. „Ein schlechter Lieutenant, der sich das nicht fest vornimmt; aber woraus Du dies schließest, Merlin, ist mir undeutlich."

„Nun ich dächte, es läge doch ziemlich klar vor Dir! Erst findest Du hier ganz unerwarteter Weise reiche Verwandte, die keinen Sohn, nur eine einzige bildschöne Tochter haben; dann will es der Zufall, daß Du Dich auf eine ähnliche Art hier einführst, wie Dein Großonkel, und wenn man Dich auch nicht für eine Wärmflasche angesehen hat, was übrigens eine famose Verwechslung war, so bist Du doch ein äußerst interessanter, wie ein deus ex machina als Mönch, erschienener Cousin. Und wie lange wird es dauern, dann werde ich eine zierliche Karte finden, worauf zu lesen ist:

„Die Verlobung meiner Tochter Toni — oder Antonie, so denke ich mir, daß sie eigentlich heißt — mit dem Seconde-Lieutenant —."

„Aber Merlin," unterbrach ich ihn, „ergehe Dich doch nicht in solchen tollen und überspannten Phantasieen! Bedenke doch, meine Cousine ist ja noch nicht einmal siebzehn Jahre alt! Und überhaupt, wie kannst Du glauben —."

„Na, lass' es gut sein, lieber Junge. Ich glaube deshalb doch, was ich will, und was das Alter betrifft, so finde ich dies im höchsten Grade passend. Sie ist 16 oder so etwas, und Du bist 22, da könnt Ihr noch drei bis vier Jahre warten. Wer weiß, ob wir in der Zeit nicht Krieg haben und die Franzosen zum Lande hinausschlagen. Sie mögen sagen, was sie wollen, und wenn er sich nochmals scheiden läßt und die Tochter vom Kaiser von China oder vom Großmogul heirathet, die Sache nimmt doch ein schlechtes Ende. So viel Uebermuth, Hochmuth und Selbstvergötterung muß zu Falle kommen, und Du sollst sehen, wir werden mit dazu helfen! Meine Alten werden dazu brummen! Wenn ich mir den Moment ausmale, wo ich zum ersten Male gegen die Franzosen abprotzen lasse und dann kommandire: „Erstes Geschütz, Feuer!" — Junge, ich könnte jetzt schon vor Freuden in die Luft springen!"

Es war mir gar nicht unangenehm, daß er auf dies, sein Lieblingsthema gekommen, in dem er unerschöpflich war. Denn die etwas unumwundenen Anspielungen auf ein sich einfädelndes Liebesverhältniß zwischen mir und meiner Cousine in dieser soldatischen und artilleristischen Form fingen an mir peinlich zu werden.

Der folgende Tag verging für mich leider zu schnell; Toni's Heiterkeit artete in förmlichen Muthwillen aus,

und das verstimmte mich, da ich mir eingebildet, die Trauer über meine Abreise werde auf ihrem hübschen Gesichte wenigstens einigermaßen sichtbar sein. Davon zeigte sich jedoch keine Spur, im Gegentheil war sie auffallend heiter und ausgelassen. Dennoch lehnte sie es ab, mich in den großen Saal zur Besichtigung des Bildes meines Großonkels im Mönchscostüm zu begleiten. Ich ging also allein und war nun selbst über die Aehnlichkeit des Bildes mit mir erstaunt. Als ich in mancherlei Betrachtungen verloren davor stand, hörte ich das Rauschen eines Kleides und gewahrte, mich umsehend, die Großtante, welche mit nicht zu verbergender Bewegung ihre großen Augen bald auf mich, bald auf das Bild richtete.

„Ja, so sah er aus," sagte sie dann, „als er noch jung war, und Sie gleichen ihm sehr. Streben Sie danach, ihm auch ähnlich zu werden an Muth, männlicher Festigkeit und Zartheit der Empfindung; dann werden Sie selbst glücklich sein und Ihre Nebenmenschen beglücken, wie er es gethan. Denken Sie an ihn, mein liebes Kind, und der Kampf mit dem Leben wird Ihnen minder schwer werden." — Ohne meine Erwiederung abzuwarten, entfernte sie sich wieder, und als sie mit ihrer graden steifen Haltung in der alterthümlichen Tracht durch die schon dämmerig werdenden Räume des hohen Saales hingeschritten und dann

plötzlich verschwunden war, ergriff es mich, als ob eine Erscheinung aus der anderen Welt zu mir geredet hätte.

Mit den freundlichsten und herzlichsten Einladungen, unseren Besuch recht bald und auf längere Zeit zu wiederholen, schieden wir am anderen Morgen. Meine Cousine spielte während des Abschiedes mit ihrem kleinen Hunde; dann blickte sie lächelnd auf, sah mich mit jenem eigenthümlichen Blicke an, von dem ich niemals wußte, ob darin Spott oder Theilnahme lag, und sagte: „Halten Sie auch Wort, Herr Cousin! Sie sehen ja, wie einsam es hier ist, und daß es uns an Unterhaltung mangelt."

Den Rückweg machten wir so schnell wie möglich, denn wir hatten keine Zeit zu versäumen; auch vermochte ich nicht in die Scherze Merlin's einzustimmen, obgleich ich eigentlich Grund genug gehabt hätte, heiter zu sein — es wollte aber einmal nicht gehen, und Stimmungen hängen von so vielen, uns gewöhnlich selbst nicht klaren Veranlassungen ab, daß wir sie annehmen müssen, wie sie kommen, und sie durch ein „Gegen den Strom schwimmen" immer nur noch mehr verderben.

Nach einigen Tagen, in welchen mir das Garnisonsleben mehr als sonst einförmig erschienen war, erhielt ich von meinem Onkel einen Brief, worin er in der liebenswürdigsten und zartesten Weise mich bat,

fortan eine Zulage von ihm anzunehmen, da ich ein so naher Verwandter sei, und ihm dadurch nicht die mindeste Entbehrung auferlegt werde. „Sie werden mir," so schloß der Brief, „die Freude, Sie gefunden zu haben und Ihnen zu Ihrem weiteren Fortkommen behilflich zu sein, gewiß nicht durch eine Weigerung verkümmern, welche jedes zureichenden Grundes entbehren würde. Zugleich wiederholen wir die Bitte, uns, so bald und so oft es Ihre Dienstpflichten erlauben, auf längere Zeit zu besuchen." — Die Großtante hatte mit ihrer deutlichen, großen Schrift noch unter den Brief geschrieben: „Erfüllen Sie, mein Kind, ohne Besorgniß den Wunsch meines Sohnes. Sie werden auch mir dadurch eine Freude machen."

Unter solchen Verhältnissen wäre eine Weigerung von meiner Seite eine Verletzung so theilnehmender Verwandten gewesen, und ich nahm das Anerbieten dankbar an, obgleich es mich ärgerte, daß in dem Briefe meines Onkels, dem sich ja die Großtante auch angeschlossen, über Toni nicht die leiseste Aeußerung enthalten war. Bei weiterer Ueberlegung — und darauf verwendete ich sehr viel Zeit, ja sogar während ich in Reih' und Glied stand — mußte ich mir jedoch selbst sagen, daß dies sehr gesucht, sehr unpassend, sehr, was weiß ich sonst noch Alles, gewesen sein würde; aber

dessenungeachtet blieb das Gefühl einer getäuschten Erwartung in mir dasselbe.

Die Zeit verging, Napoleon's bevorstehender Feldzug nach Rußland verschlang alle anderen Interessen und regte namentlich unsere Hoffnungen und Wünsche in einer fieberhaften Weise auf. Schon mehrmals war ich wieder in Altstett gewesen und hatte dort heitere und glückliche Tage verlebt. Ich berechnete die Stunden, wo es mir vergönnt sein würde, Urlaub zu nehmen und den Besuch zu erneuern. Nie war ich glücklicher, als wenn ich in der Frühe des Morgens eines solchen Tages den blauen Bergen zuritt, begleitet von vielleicht nicht einmal gedachten, sondern nur empfundenen Hoffnungen, und nie trauriger, als wenn ich, rückkehrend, auf der Höhe des letzten Berges hielt, zurückblickte nach der Gegend, wo sich der Himmel über das Thal wölbte, welches ich selbst nicht mehr zu sehen vermochte, und vor mir die schlanken Umrisse der Thürme von Neisse in dem Nebel des Abends verschwammen. Und doch hatte sich in dem Verhältnisse zu meinen Verwandten fast Nichts geändert, als daß wir bekannter geworden, und ich als ein Glied der Familie angesehen wurde. Der Onkel nannte mich jetzt „Du" und sprach mit mir über manche Dinge, welche ein vollkommenes und offenes Vertrauen gegen mich bekundeten, die

Großtante war auch zuweilen gesprächiger, und Toni? — Toni hatte ihr Benehmen eigentlich am wenigsten geändert, was mich mit einem geheimen Schmerze erfüllte, der aber immer verschwand, wenn ich mich in ihrer Gesellschaft befand. Fröhlich, heiter, unbefangen, oft sogar ausgelassen und muthwillig, ließ sie sich auf ein ernstes Gespräch fast gar nicht ein, und wenn dies, wie gewöhnlich der Fall, zwischen ihrem Vater und mir sich entspann und über die nächste Zukunft, über unseres Landes Hoffnungen und Wünsche sich erging, so betheiligte sie sich niemals daran, so daß ich zuweilen zweifelhaft wurde, ob ihr die Sache unseres Vaterlandes auch wirklich recht am Herzen liege.

Im Frühlinge des folgenden Jahres begannen die Züge der französischen Armee, wenn auch nicht durch unsere Gegend selbst, doch durch die nördlicheren Provinzen des Staates, und da es hieß, wir würden auch zu dem Hilfskorps kommandirt werden, welches der König den Franzosen gegen Rußland zu stellen sich hatte verpflichten müssen, so verweigerte „unser Alter" jeden Urlaub und bestimmte durch einen Parolebefehl, daß kein Offizier ihn ferner damit behelligen solle. Außer mir hätte dies auch vielleicht Niemand gethan, denn die Aufregung steigerte sich bei uns mit jedem Tage. Wir hatten nicht etwa das sonst dem Soldaten inwohnende Verlangen, sondern nur die änglichste

Befürchtung, uns an diesem Feldzuge betheiligen zu müssen, bei welchem alle unsere Sympathieen im Lager des Feindes lagen. Deshalb brachte jede Nachricht neue Befürchtungen, neue Hoffnungen, neue Aufregungen. Wir lasen die ungeheuren Zahlen der Truppen, welche Napoleon marschiren ließ, die Beschreibung der Dresdener Festlichkeit, wo Kaiser und Könige bei dem Gotte des Tages antichambrirt hatten; und die einzige erfreuliche Nachricht, welche uns in jener gedrückten Zeit erreichte, war die, daß wir wenigstens nicht selbst an dem Triumphe des Unterdrückers und bei der Niederwerfung seines letzten Gegners mit zu helfen hatten.

Nachdem dies endlich fest stand, wurde „unser Alter" wieder zugänglicher, und ich war der Erste, welcher dem noch nicht aufgehobenen Befehl zuwider mit einem Urlaubsgesuch erschien und dasselbe gegen jede Erwartung bewilligt erhielt.

Die Stimmung in Altstett war, wie im ganzen Lande, immer düsterer, immer hoffnungsloser geworden, und selbst das Zusammenleben mit meinen Verwandten wurde dadurch trüber gefärbt. Die Russen waren überall geschlagen, Moskau gefallen, der Friede schien nahe bevorstehend, welcher die Macht Napoleon's und die Knechtschaft Deutschlands für immer befestigen sollte. Da fingen hin und wieder unbestimmte Gerüchte an aufzutauchen, daß es mit den Franzosen nicht so

ausgezeichnet stehe, wie ihre Siegesnachrichten verkündeten, und obgleich Niemand sagen konnte, woher diese Gerüchte gekommen, obgleich sie durchaus nichts Bestimmtes enthielten, obgleich ihr Erscheinen dem Winde glich, welcher in der Nacht ungesehen vorbei streicht, so war doch die Wirkung ähnlich derjenigen eines solchen erfrischenden erquickenden Nachtwindes. Alles lebte wieder auf, die Hoffnungen unserer Herzen, welche welk und matt ihr Haupt gesenkt hatten, richteten sich wieder empor, und begierig, wie der Wanderer in der Wüste nach Wasser, verlangten wir nach weiteren Nachrichten.

Ich war wieder nach Altstett hinausgeritten, hauptsächlich um dem Onkel das Wenige mitzutheilen, was ich selbst erfahren hatte. Ein trüber Dezemberhimmel lag über dem Gebirge, dabei war es für die frühe Jahreszeit ungewöhnlich kalt, und tiefer Schnee bedeckte Wald und Flur. Als ich anlangte, erfuhr ich, daß der Onkel abwesend und nach Glatz geritten sei. „Er hat es hier nicht mehr ausgehalten," sagte die Großtante, „er wollte durchaus mehr erfahren." Wir setzten uns in die Nähe des Ofens und ergingen uns in Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten, was an allen diesen unbestimmten Gerüchten Wahres sein möge, was in der Zwischenzeit und was vielleicht gerade in diesem Augenblick geschehen könne. Der

Sturm hatte sich aufgemacht, heulte um die alten Mauern und trieb den Schnee in dichten feinen Massen gegen die Fenster; dabei wurde es so empfindlich kalt, daß wir ungeachtet des großen und hellen Feuers selbst in der Nähe des Ofens die Herrschaft des Winters empfanden.

„Wehe den armen Menschen, die solche Nächte ohne Obdach draußen zubringen müssen," sagte die Großtante, indem sie nach den ganz vom Schnee zugewehten Fenstern blickte.

„Wer weiß, wie viel tausend Franzosen in dieser Nacht erfrieren!" erwiederte ich.

„Du scheinst das zu wünschen, mein Kind?"

„Und sollte ich es nicht? Ich wollte, es käme kein Einziger zurück, kein Einziger von all' den stolzen Legionen, welche der schrankenlose Ehrgeiz des Eroberers nach Rußlands Schneefeldern getrieben; und möchte ihn vor Allen das Verderben ereilen, ehe der —."

„Es hat ihn ereilt!" rief da plötzlich die tiefe sonore Stimme des Onkels, welcher, noch in den schneebedeckten Pelz gehüllt, in das Zimmer trat, und diese Stimme klang so hell, so voll, so über alle Beschreibung freudig und begeisternd, daß ich diesen Ton niemals in meinem Leben vergessen werde.

„Lest," fuhr er fort, ein durchnäßtes, zerknittertes Papier entfaltend, „lest, Kinder! Ich weiß es zwar

schon auswendig, aber lest es nur nochmals laut, recht laut, denn sie ist vernichtet, die stolze Armee, ganz und gänzlich vernichtet, und der Sturm, welcher draußen tobt, heult ihr das Grablied! Uns aber verkündet er den tagenden Morgen der Freiheit! Jetzt gilt es, jetzt, Rudolph, werden wir — doch lest erst, Kinder, Ihr wißt es ja noch nicht! Hier, es sind die eigenen Worte des Tyrannen! Wäre auch Nichts weiter wahr, als was darin steht, so wäre dies allein genug. Aber wir kennen ja seine prahlerische Schreibart, und dann — die Kälte hat seit den vierzehn Tagen in recht erfreulicher Weise zugenommen!"

Wir kamen endlich dahin, den Onkel zu bewegen, seinen Pelz auszuziehen und Platz zu nehmen, und dann las ich das berühmte 29. Bulletin vor. Als ich geendet, herrschte eine längere Zeit eine lautlose Stille, und dann umarmten wir uns, drückten uns die Hände, ohne vor Bewegung reden zu können.

Es ist schwer, die Begeisterung und die Aufregung zu schildern, welche damals in den Herzen der ganzen Bevölkerung des Landes lebte; man wird dies jetzt für eine Uebertreibung halten, und doch erreicht die Beschreibung gewiß lange nicht die Wirklichkeit. Dieses durch die stete Unterdrückung, durch die absichtlichste und verhöhnendste Verletzung des Nationalstolzes erzeugte und durch die materielle Noth genährte Gefühl

brannte wie ein verborgenes Feuer in der Seele jedes Einzelnen und schlug nun in hohen, hellen und leuchtenden Flammen empor. Der Abend verging uns in einer Art von Taumel, unser Gespräch drehte sich fast einzig um die Bestimmung des Zeitpunktes, wann Preußen nun losschlagen würde, und wir waren zuletzt darüber einig, daß dies sofort geschehen müsse, um die Trümmer des rückkehrenden Heeres zu vernichten, vielleicht Napoleon selbst gefangen zu nehmen, wenn uns darin die Russen nicht zuvorkämen. Mich erfaßte zuletzt solche Besorgniß, daß mein Regiment vielleicht während meiner Abwesenheit Marschordre erhalten hätte, daß ich nur mit Mühe zu bewegen war, nicht sogleich in der Nacht aufzubrechen, sondern den Morgen abzuwarten.

„Alles wird zu den Waffen greifen, Jeder ohne Ausnahme, der noch oder schon eine Muskete tragen kann; da werden wir dann vielleicht zusammen fechten, mein Junge!" sagte der Onkel. „Ihr werdet viele Offiziere abgeben müssen, und ich — doch das wird sich Alles finden."

„Vater, Vater," rief Toni, indem sie ihn umschlang, „Du wirst uns nicht verlassen! Bedenke, Du bist in dem Alter —."

„Bin ich ein Greis, mein Kind? Und wäre ich ein Greis, ich bliebe dennoch nicht daheim. Könntest Du

Deinen Vater noch lieben, Toni, wenn er jetzt wie ein Feigling zu Hause bleiben wollte? Und hast Du mir nicht immer gesagt," setzte er lächelnd und sie auf die Stirn küssend hinzu, während sie an seiner Brust weinte, „ich sähe noch ganz passabel aus und wäre noch so rüstig, daß man mir meine 53 Jahre gar nicht anmerkte? Und nun könntest Du mich im Ernst bereden wollen, ich sollte nicht mitziehen in den Kampf, wo es Freiheit oder Vernichtung gilt? Was sagt meine Mutter?"

Die Großtante hatte wie immer am wenigsten gesprochen, obgleich auch sie ihre Bewegung nicht verbarg; bei dieser direkten Frage zuckte sie sichtlich zusammen, und ihre Augenlider bewegten sich rasch, als ob sie eine Thräne unterdrücken wollte. Dann holte sie tief Athem und erwiederte mit klarer und ruhiger Stimme:

„Warum fragst Du mich das heute, Ernst? Es ist noch nicht Zeit zum Fragen und nicht zum Antworten. Kommt aber die Zeit — und wir Alle können nur Gott bitten, daß sie bald erscheinen möge — dann ziehe, mein Sohn, ziehe dann mit dem Segen Deiner alten Mutter!"

Er warf sich zu ihren Füßen, und sie legte segnend ihre Hände auf sein Haupt, während Thränen an ihren Wimpern hingen. Toni und ich, wir standen neben einander; ich hatte ihre Hand ergriffen, sie wußte es

vielleicht gar nicht, denn wir weinten Beide, nicht vor Schmerz, sondern überwältigt von dem edelsten, heiligsten Gefühl der Liebe zum Vaterlande.

7.

Bei meiner Rückkehr fand ich in Neisse Alles unverändert, wenigstens war keine Marschordre eingetroffen, und unsere Ungeduld wurde noch auf manche harte Probe gestellt. Die Gemüthsbewegungen und Aufregungen zu schildern, welche damals unausgesetzt bei uns wechselten, will ich nicht versuchen, man muß in jener Zeit gelebt haben, um sich ein richtiges Bild davon machen zu können. Es war gewiß Niemand, der sich nicht in fieberhafter Erregung befand, und das Verlangen, endlich gegen die Unterdrücker in einen Kampf auf Tod und Leben zu treten und Alles dafür zu opfern, war im ganzen Volke, unter allen Ständen und in jedem Lebensalter ein gleiches. York wurde der Held des Tages, und mit Jubel die Ankunft des Königs in Breslau begrüßt. Endlich erschien der Aufruf an die Freiwilligen, und obschon darin nicht gesagt war, gegen wen es galt, so zweifelte doch Niemand mehr, daß Frankreich und nicht Rußland der Feind sei, und Alles eilte zu den Fahnen. Es war eine Bewegung, wie ich sie nie wieder erlebt habe und auch wohl nie wieder erleben werde. Niemand blieb zurück, Knaben

und Greise eilten sich anzumelden und waren unglücklich, wenn man sie zurückweisen mußte.

Wir, bei dem Regiment, rüsteten und befanden uns in der lebhaftesten Thätigkeit; die Befehle flogen umher wie die Fliegen an einem heißen Sommertage, man wußte kaum, wo man zuerst anfangen sollte. Unser Alter war wieder vollständig jung geworden und entwickelte eine rastlose Thätigkeit; dabei hatte er die Lage der Dinge mit richtigem Blick aufgefaßt und vermied alle jene kleinen dienstlichen Plackereien, welche den Friedensdienst so unangenehm machen, ohne daß sie im Kriege einen irgend bedeutenden Nutzen gewähren.

An einem jener Tage saß ich gegen Abend sehr ermüdet auf meinem Zimmer, denn wir hatten den ganzen Tag Felddienst geübt und waren dabei tüchtig naß geworden, als zu meiner höchsten Ueberraschung mein Onkel zu mir in die Stube trat.

„Bleib ruhig liegen," rief er mir zu, da ich bei seinem Anblick freudig vom Sopha aufgesprungen war, „bleib ruhig liegen, mein Junge. Unter Kameraden sind solche Förmlichkeiten überflüssig. Ich bin heute eingetreten, das wollte ich Dir nur mittheilen; wir werden den Krieg zusammen mitmachen, Rudolph."

„Ist es wahr, Onkel?" rief ich überrascht, „Sie wollten —."

„Hast Du wirklich immer noch geglaubt, ich würde zu Hause bleiben?“ unterbrach er mich; „hast Du wirklich eine so schlechte Meinung von mir gehabt?“

„Nein, nein, ich habe nie daran gezweifelt, aber dennoch überrascht es mich, wie so vieles, wenn es mit einem Male zur Wirklichkeit wird. Also es ist wahr? Sie haben sich gemeldet, wir werden zusammen fechten?“

„Komm, Rudolph, wenn Du nicht zu müde bist, so wollen wir auf einen glücklichen Feldzug eine Flasche trinken. Es spricht sich dabei besser, Du wirst zugleich eine Menge neuer Kameraden sehen, von denen Du es noch viel weniger erwartet hast, als von mir.“

Wir gingen. Des Königs „Aufruf an mein Volk“ war erschienen, der Jubel wollte nicht enden. Alles wogte, sprach und sang durcheinander; Männer, die sich kaum oder gar nicht kannten, drückten sich die Hände, umarmten sich, man stieß mit den Gläsern an, in welche unbewußt Thränen fielen. Dann wurde wieder die Gesundheit des Königs, York's, Blücher's und Scharnhorst's ausgebracht — kurz, von einem Gespräch zwischen meinem Onkel und mir war keine Rede, vielmehr gingen wir spät nach Mitternacht nach Hause, ohne daß ich etwas Näheres erfahren hätte. Dies war auch eigentlich nicht nöthig. Der Onkel hatte sich gemeldet und

war angenommen — natürlich, wie hätte man einen alten Offizier, der als Kapitän seinen Abschied erhalten, in der jetzigen Zeit zurückweisen können.

Die Landwehr wurde organisirt, und nach ungefähr vier Wochen war der Onkel zum Bataillons-Kommandeur ernannt, und ich sein Adjutant; dies hatte er ohne Schwierigkeiten durchgesetzt. Nun kamen eine Masse sehr mühevoller und aufreibender Arbeiten, nämlich die Bekleidung und Bewaffnung des Bataillons. Es fehlte so ziemlich an Allem, wir hatten nicht einmal Gewehre, noch weniger Kleidung und Schuhwerk. Es ging am Ende so gut es gehen wollte; das Beste waren die Leute selbst, von denen Jeder, entschlossen zu siegen oder zu sterben, gern bereit war, Entbehrungen zu tragen, welche zu beseitigen damals in der Unmöglichkeit lag. Am 6. März stand das Bataillon zum Ausrücken bereit, obgleich bei einer Friedens-Inspektion nicht ein Mann davon dienstmäßig befunden worden wäre. Die Ordre zum Ausrücken für den 10. war gekommen, wir hatten nach Schweidnitz zu marschiren, dann weiter nach der Elbe, wo die Franzosen stehen sollten.

„Morgen früh reiten wir nach Altstett," sagte mein Onkel; „ich will die Meinigen noch einmal sehen. Abends sind wir zurück."

Wie klopfte mir bei diesen Worten das Herz! Es war fast ein halbes Jahr verflossen, daß ich Toni nicht

mehr gesehen und eigentlich Nichts von ihr gehört hatte, und obgleich sie niemals anders gegen mich gewesen war, als wie ein munteres, heiteres, unbefangenes Mädchen, so sagte mir doch eine Stimme in meinem Herzen, daß sie mehr für mich empfinde. Wenigstens glaubte ich dies, und dieser Glaube war mein größtes Glück.

Wir ritten scharf, denn dem Onkel waren auch die Augenblicke theuer, die er vielleicht zum letzten Male bei den Seinen zubringen sollte, und trafen auf schaumbedeckten Pferden in Altstett ein. Momente, welche wir uns in der Phantasie vorher ausmalen, deren Verwirklichung wir mit der bangsten Erwartung entgegensehen, gestalten sich gewöhnlich immer ganz anders, als wir sie in der Vorstellung verkörpert haben. Bei unserer Ankunft eilte der Onkel hinauf, ohne an mich zu denken, und ich mußte natürlich warten, bis Mutter, Sohn und Tochter sich ausgesprochen hatten. Erst nach einer Stunde erschien der Onkel wieder, und indem er seine Blicke von mir abwandte, wahrscheinlich damit ich seine Augen nicht genauer betrachten solle, bemerkte er, seine Mutter sowohl als seine Tochter fühlten sich zu angegriffen und würden mich erst bei Tische sehen.

Da der Onkel noch viel anzuordnen und zu bestellen hatte, so ging ich in den Park, setzte mich unter einen Baum, dessen dürre Aeste der Wind leise bewegte, und

dachte — dachte recht vielerlei. Ob ich jemals wieder hier sitzen würde, ob nicht vielleicht sehr bald mein Körper an einer mir unbekannten Stelle mit vielen Andern verscharrt werden, oder ob ich mit Ehre und Ruhm gekrönt heimkehren würde? — Und zwischen allen diesen wogenden Gedanken hindurch blieb immer die eine Hoffnung in meiner Seele haften, daß Toni vielleicht noch in den Park kommen werde — aber sie kam nicht.

Als ich sie endlich bei Tische sah, reichte sie mir die Hand, ohne ein Wort zu sprechen; es schien mir, als ob sie mit dem Weinen kämpfe, aber sie wandte sich sogleich wieder ab, umschlang ihren Vater, der sie lange an sich drückte und ihr die Thränen aus den Augen küßte. Sie machte nun kein Hehl mehr aus ihrer Stimmung, und selbst während des Essens mußte sie zuweilen heftig weinen. Die Großtante saß in ihrer graden, würdigen Haltung neben ihrem Sohne, den sie zuweilen zärtlich anblickte, aber sie sprach während des Essens fast kein Wort. Der alte Friedrich stand wie immer hinter ihrem Stuhle, nur vergaß er heute, was ihm sonst nie begegnete, die Bedienung, weil er unaufhörlich und mit trüben Augen meinen Onkel ansah.

Wir standen bald vom Tische auf, denn Niemand fühlte das Bedürfniß des Essens, und ein Gespräch

wollte, obgleich der Onkel mehrmals den Versuch machte, seine innere Bewegung durch Scherze zu maskiren, nicht in Gang kommen. Es geht immer so in solchen Stunden, man denkt an den Augenblick der Trennung, empfindet bei jeder verrinnenden Minute, daß er näher rückt, und ist deshalb unfähig, auch die Zeit mit einander zu genießen, welche uns das Geschick noch vergönnt. Toni sprach mit mir kurze, wenig bedeutende Worte, Nichts von unserer Trennung, Nichts von der Hoffnung des Wiedersehens — Nichts, was sich auch nur entfernt darauf bezog. Aber in ihren großen feuchten braunen Augen lag eine unendliche Traurigkeit — ob sie mir galt? Was hätte ich darum gegeben, wenn ich es gewußt hätte.

Die Pferde waren gesattelt. Der Onkel nahm die Hand seiner Mutter und führte sie aus dem Zimmer, ich blieb mit Toni allein. Sie blickte ihrem Vater nach, und ich sah, daß sie vor Bewegung nicht sprechen konnte.

„Toni," sagte ich, indem ich ihre beiden Hände ergriff, „werden Sie auch zuweilen an mich denken?"

„Immer, immer," hauchte sie und schaute mir dabei lange und innig in die Augen.

„Und mich nicht ganz vergessen?"

„Niemals, niemals!"

Ich wollte sie in meine Arme schließen und an mein

Herz drücken, das so voll Glück und Seligkeit war, wie niemals, da trat der Onkel raschen Schritts in das Zimmer, sie warf sich an seine Brust und weinte laut. Sanft machte er sich los. „Fort, fort, Herr Adjutant!" rief er, und wir eilten aus dem Zimmer.

„Wir sehen uns wieder, mein Sohn!" tönte die sonore Stimme der Großtante in den Hof hinab.

„Leb' wohl, leb' wohl!" klang Toni's letzter Ruf — und im sausenden Galopp sprengten wir davon.

8.

Am anderen Tage rückten wir wirklich aus. Der Anblick des Bataillons, wie es fast gänzlich ohne Gewehre, nur mit Piken bewaffnet, nur zum geringsten Theil uniformirt, die Hälfte barfuß, in Linie dastand und dann, in Sektionen abgebrochen, stolzen und festen Schrittes durch die breite Breslauer Straße marschirte, wird meinem Gedächtnisse nie entschwinden, selbst wenn ich noch einmal so alt werden sollte, wie ich jetzt bin. Es war Niemand unter all' den so dürftig bekleideten und bewaffneten Kriegern, der diese Mängel als ein Hinderniß zum Siege betrachtet hätte. „Wir werden uns die Gewehre schon holen, wenn wir nur erst mit den Franzosen zusammenkommen," sagten sie, und sie haben sie sich wirklich zum Theil geholt, denn obgleich noch eine lange Zeit verging, ehe wir in's Feuer kamen, war

doch auch dann kaum mehr als die Hälfte des Bataillons mit Gewehren versehen. Von viel größerem Werthe aber als die fehlenden Waffen und Kleider war das in jedem Einzelnen lebende unerschütterliche Bewußtsein, daß es jetzt ganz bestimmt zu einem Ende kommen müsse, entweder zur Wiedererlangung der Freiheit und Nationalität oder zum Untergange, zu Einem oder dem Anderen, und dieses in jeder Brust vorhandene Bewußtsein erzeugte jenen begeisterten unbeugsamen und von jeder Prahlerei und jedem Großthun fernen Muth, der nur in so außerordentlichen Zeiten, wie diejenige war, von welcher ich erzähle, ein ganzes Heer ohne Ausnahme erfüllen kann.

Mit Stolz sprengte mein Oheim an der Front herunter, mit Stolz ließ er das Bataillon an sich vorbeimarschiren, und ich, der ich eine halbe Pferdelänge hinter ihm hielt, hätte jeden Einzelnen dieser in ihren Entbehrungen so froh und muthig aussehenden Soldaten umarmen mögen. Die drei Tambours, welche wir besaßen, trommelten uns zum Thore hinaus, und als nach zwei Stunden die lang gehaltenen Töne unserer Flügelhörner zum Ausruhen bliesen, lagen die Berge schon in duftiger Ferne und hinter ihnen jenes stille friedliche Thal, welches all' meine Hoffnungen und das ganze Glück meines Herzens in sich schloß.

Die Eile, mit welcher wir Neisse verlassen hatten,

ohne selbst mit den allerdringendsten Bedürfnissen des Soldaten versehen zu sein, blieb ohne Nutzen und Erfolg, denn man begann einzusehen, daß bei einer regelmäßigen Kriegführung Infanterie mit bloßen Piken nur von geringem Nutzen sein könne. Wir machten daher schon in Schweidnitz wieder Halt, um unsere Ausrüstung zu vollenden. In der damaligen Zeit, wo Alles drunter und drüber ging, wo die königlichen Kassen völlig leer waren, und die Steuerkraft des Landes der französischen Kontributionen wegen bereits das Aeußerste geleistet hatte, war dies keineswegs so leicht, und ungeachtet der allgemeinen Begeisterung und Opferbereitwilligkeit ging es mit den meisten Dingen doch sehr langsam, besonders aber mit der Bewaffnung und Ausrüstung der Landwehr, über deren Befähigung und Benutzung man ohnehin sich noch nicht einmal recht im Klaren befand.

Für uns waren das recht unangenehme und unruhige Zeiten, in denen der Mißmuth manche Brust erfüllte, welche so gern Alles für das Vaterland zu opfern bereit war, nur nicht die eigene Betheiligung und Mitwirkung an dem großen Kampfe. Und es schien fast, als ob man uns gerade diese entziehen wollte. Die Linien-Regimenter rückten nach Sachsen, die Korps der freiwilligen Jäger folgten ihnen, Kör-

ner'sche Freiheitslieder singend, nur wir blieben zurück, weil wir nicht gerüstet waren. Wann wir dies sein würden, war gar nicht abzusehen, denn wir erhielten fast Nichts, exercierten täglich und übten uns im Schießen mit den wenigen alten Gewehren, die sich bei jeder Kompagnie befanden.

Mein Onkel war unermüdlich thätig, unsere Ausrüstung zu betreiben, und ich habe später im Felde nie einen so anstrengenden und aufreibenden Dienst gehabt, wie in jenen Tagen, wo ein unausgesetztes Bemühen, das Fehlende zu beschaffen, doch immer keinen Erfolg hatte. Mitten in dieser so wenig lohnenden Thätigkeit traf uns die Nachricht von dem Siege bei Lützen, und nun steigerte sich unser Verlangen, ebenfalls vorwärts und an den Feind zu kommen, in einem so bedenklichen Maße, daß es einer offen kundgegebenen Unzufriedenheit ziemlich ähnlich sah. Die rückgängige Bewegung der Armee und der dadurch erzeugte zweifelhafte Charakter jener Schlacht brachte uns wieder in Ordnung, denn wir begannen einzusehen, daß wir so ausgerüstet nur wenig nützen könnten, daß aber das Land zur schleunigen Beschaffung dessen, was uns und den vielen anderen neu errichteten Landwehrbataillonen fehlte, nicht im Stande sei. Bald kam die Nachricht von der Schlacht von Bautzen, welche man wieder für einen

Sieg ausgab, obgleich die ganze Armee der Siegesnachricht fast auf dem Fuße folgte und die Franzosen ihr unmittelbar nachrückten.

Ich will jene für uns so aufreibende Zeit, die nun eintrat, nicht weiter schildern. Wir hatten nur die einzige Furcht, die Russen möchten Schlesien preisgeben, und unsere Armee ihnen nach Polen folgen. Napoleon, welcher selber noch der Rüstung bedurfte, war so unklug, den bekannten sechswöchentlichen Waffenstillstand abzuschließen, der von uns Allen zwar damals mit Entrüstung, sogar mit Erbitterung aufgenommen wurde, ohne welchen unsere Sache aber vielleicht ein schlimmes Ende genommen hätte. Als Oesterreich sich für uns erklärte, verwandelte sich die todesmuthige Resignation, welche uns Alle beseelte, wieder in lebendige, grünende Hoffnung, denn der Deutsche stand wieder neben dem Deutschen, und das war ein erhebendes, ermuthigendes Bewußtsein, besonders zu jener Zeit, wo noch so viele deutsche Brüder gegen uns fochten, und mit weit mehr Erbitterung und Rohheit, als selbst die Franzosen sich benommen hatten.

Nun ging auch Alles rasch vorwärts, wir erhielten österreichische und englische Gewehre, Patrontaschen und Tornister, auch Schuhe, und wenn dies Alles auch herzlich schlecht, zum Theil gänzlich unbrauchbar war, so wurden wir doch endlich mit unserer Ausrüstung

fertig und wußten es auch, daß wir nicht zum Garnisondienst bestimmt waren, sondern mit in's Feld rücken sollten. Dies geschah denn auch sehr bald, nachdem der Waffenstillstand abgelaufen war. An der Katzbach hörte ich die ersten Kugeln pfeifen, sah zum ersten Mal die Schrecken der Schlacht, empfand den wilden Rausch eines begeisterten, aber erbarmungslosen Kampfes und schwelgte in dem mit Nichts zu vergleichenden Gefühle des ersten Sieges in dem heiligsten und gerechtesten Kriege.

Es hatte an jenem Tage fast unaufhörlich geregnet, zu unserem großen Vortheil, denn die französischen Gewehre gingen eben so wenig los, wie unsere eigenen schlechten, und wir konnten daher mit dem Bajonnet und mit den Kolben an den Feind kommen, welches für diesen sehr verderblich, für uns aber sehr nützlich wurde. Wir saßen Abends in einer halbzerstörten Scheune unfern des Schlachtfeldes bei einem Feuer zusammen, sprachen von den Ereignissen des Tages und seinen Folgen und schwelgten in dem Gefühle des ersten, ganz unstreitbaren Sieges über einen Feind, welcher bisher in offener Schlacht für unüberwindlich gegolten. Es fehlte uns so ziemlich an Allem, aber wir waren dennoch froh und guter Dinge.

„Soll ich einen Gruß von Dir bestellen?" fragte mein Onkel, der auf einem alten Fasse sitzend mit

Bleistift einen Brief nach Hause schrieb; „daß Du lebst und gesund bist, habe ich schon gemeldet."

„Recht viele und herzliche, lieber Onkel," erwiederte ich. Ach wie gern hätte ich selbst ein paar Worte hinzugesetzt, aber der Onkel forderte mich nicht dazu auf, und ich mußte mich daher mit diesem Wenigen begnügen. Ungeachtet meiner großen Müdigkeit und Erschöpfung konnte ich doch lange nicht einschlafen, denn die Bilder aus der heutigen Schlacht, vermischt mit den Gedanken an Toni, jagten in meinem Kopfe bunt durch einander umher und hielten mich wach, bis die Sonne bleich und wässerig durch die zerschossenen Wände der Scheune hereinsah und die darin schlafenden Krieger beleuchtete.

Die Folgen des Sieges zeigten sich vorzüglich in dem Geiste der Einigkeit und Brüderlichkeit, welcher von nun an die unter unserem alten Vater Blücher vereinigten Truppen, Preußen und Russen, beseelte, besonders als wenige Tage später die Nachricht von der bei Großbeeren gewonnenen Schlacht eintraf. Wir marschirten bis an den Queis und feierten dort ein Tedeum.

So wenig wirkliche innerliche Erhebung sonst gewöhnlich bei derartigen militärischen, in großen Massen vorgenommenen gottesdienstlichen Handlungen vorhanden sein mag, an jenem Tage war gewiß Niemand

unter den vielen tausenden dort versammelten Kriegern, welcher nicht ein inbrünstiges Dankgebet zu dem Lenker der menschlichen Schicksale emporsandte, und ich habe viele Augen feucht werden sehen, in denen vielleicht lange keine Thräne mehr gezittert hatte. Als wir in dieser gehobenen Stimmung wieder in unseren bescheidenen Quartieren anlangten, fand der Onkel Briefe aus der Heimath. Wie klopfte mein Herz, als er sie eilig und freudig erbrach; ich hätte mich eigentlich entfernen sollen, aber ich blieb, denn ich hoffte immer, der Onkel würde laut lesen oder mir vielleicht den Brief selbst geben. Er that aber keines von beiden.

„Sie sind Alle wohl und munter und grüßen Dich vielmals," sagte er heiter, als er den Brief zusammenfaltete. „Toni bittet Dich," setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, „Dich keiner unnöthigen Gefahr auszusetzen — Mädchen geben sich immer übertriebenen Besorgnissen hin."

Sie hatte doch also meiner besonders gedacht! Es war Unrecht, und ich machte mir selbst darüber Vorwürfe, aber es stimmte mich dies freudiger und froher, als selbst die gewonnenen Schlachten. Der Mensch wird auch in seinen besten Empfindungen immer von persönlichen Interessen, vom Egoismus geleitet.

Nach vielfachen Märschen und Gefechten standen wir endlich am 14. Oktober bei Möckern, und die

größte Schlacht unter den vielen Schlachten des Jahrhunderts, die Völkerschlacht bei Leipzig, bereitete sich vor. Von allen Seiten war Napoleon umstellt, und jeder einzelne Soldat wußte es, daß nun die Entscheidung bevorstehe.

Mein Onkel schien Etwas auf dem Herzen zu haben, als wir am Morgen des 16. uns in Schlachtordnung aufstellten und lange Zeit in der trüben Dämmerung des Herbstmorgens, Gewehr bei Fuß, in Kolonne standen.

„Mein Junge," sagte er, „heute wird es Ernst, sollte —", — in dem Augenblick ertönte das Kommando zum Avanciren, die Batterieen fingen an zu spielen, und wir rückten unmittelbar in's Gefecht. Wir hatten sehr von dem feindlichen Geschütz zu leiden, dessen Kugeln unaufhörlich einschlugen. Da sah ich meinen Onkel zusammenstürzen und sprang im höchsten Schreck vom Pferde zu seiner Hilfe. Er hatte sich aber schon wieder unter seinem todtgeschossenen Pferde hervorgearbeitet und war selbst unverletzt. „Du mußt nun schon zu Fuß gehen," sagte er, indem er mein Pferd bestieg. „Arme, gute Molly, Du hast mir so treu gedient! Vorwärts, Kinder! Bleibt geschlossen und schießt nicht zu hoch, wenn wir endlich einmal heran sein werden."

Es war ein mörderischer Tag, mehr als ein Drittel

des Bataillons fehlte am Abend, auch mein Brauner war unter meinem Onkel todtgeschossen, aber uns Beide hatte keine von den vielen tausend Kugeln getroffen, und die Schlacht war gewonnen, das heißt Möckern erobert und die Franzosen zurückgeschlagen.

Am andern Tage ruhte die Schlacht, welche auch südlich von uns zwischen der Hauptarmee und Napoleon selbst furchtbar gewüthet hatte; aber das Netz wurde enger gezogen, und der folgende Tag mußte uns den Sieg und die Befreiung des Vaterlandes bringen. Es war Niemand unter uns, der daran noch im mindesten gezweifelt hätte, nur das einzige schien einem Jeden ungewiß, ob er selbst am Abende, der auf den heutigen Abend herniederkam, noch leben würde, um sich des Sieges freuen zu können. Viele, viele von unseren braven Kameraden lagen auch am Abende des folgenden Tages auf den Feldern, welche jetzt in der Dämmerung der Herbstnacht sich vor uns ausbreiteten — todt oder verwundet. Der Mensch erringt die edelsten Güter des Lebens stets durch Schweiß und Blut, das heißt mit Aufopferung all seiner Kräfte, selbst seines Lebens, und wenn er sie errungen, wie erbärmlich werden sie dann oft von den Meisten wieder verschleudert!

„Möchten Sie nicht einen Brief in die Heimath schicken, Onkel?" sagte ich, als wir Abends hinter

ausgestellten Vorposten an einem Bivouakfeuer saßen, „möchten Sie nicht in ein paar Worten melden, daß Sie gesund sind?"

„Wer sollte den Brief wohl jetzt besorgen?" erwiederte er, „wo meine braven Kerls nicht einmal eine Schütte Stroh bekommen können, und wir dies Feuer nur einem abgerissenen Stalle verdanken! Und dann, Rudolph, erst muß man ein Geschäft gänzlich erledigen, ehe man davon sprechen kann. Unsere Arbeit ist erst halb gethan. Wenn wir morgen Abend Beide so gesund zusammensitzen, wie jetzt, dann will ich schreiben, sonst kannst Du's."

„Aber Onkel, Sie haben doch nicht trübe Gedanken?"

„Nicht im mindesten, mein Junge; im Gegentheil, ich hoffe morgen Abend mit Dir in Auerbach's Keller eine Flasche Alten zu trinken, aber diese viele Leichen und gräßlichen Verwundungen! In der Schlacht selbst kümmert man sich nicht viel darum, aber nachher und besonders Abends kommt das Alles wieder zurück, oder es kommt vielmehr zum ersten Mal so recht eigentlich in unser Denken und Fühlen. — Doch dergleichen Gespräche sind keine geeignete Vorbereitung für den morgigen Tag. Wir müssen unsere Kräfte sammeln, denn wir werden sie brauchen. Also versuchen wir zu schlafen, lange wird es so nicht dauern."

Am Abende des folgenden Tages saßen wir zwar nicht in Auerbach's Keller, aber wir saßen doch Beide zusammen, unverletzt, und waren dem Ziele unserer Wünsche bedeutend näher gerückt. Die Mauern und die Häuser Leipzigs lagen dicht vor uns, und das Schießen hörte die ganze Nacht nicht auf; erst gegen Morgen schlief man ein wenig, wo man sich gerade befand. Als aber die Sonne kaum den östlichen Himmel zu röthen begann, bliesen die tiefen Töne unserer Signalhörner zum Antreten und gleich darauf zum Avanciren. Das Schießen ging sofort wieder los, und nach sechs Stunden, gegen Mittag, war die Stadt erstürmt, unser Bataillon das erste, welches auf der nördlichen Seite eindrang, und mein Onkel und sein Adjutant natürlich an seiner Spitze. Um ein Uhr zogen unser König und die Kaiser von Oesterreich und von Rußland in die Stadt, obgleich noch hin und wieder Schüsse fielen, unter dem Jubel der Bevölkerung. Unser Bataillon stand auf dem Markt in Kolonne, Niemand hätte es für ein Bataillon gehalten, es sah eher einer Kompagnie ähnlich. Die Einwohner brachten Lebensmittel aller Art, und unsere braven Leute aßen sich nach drei Tagen einmal wieder satt. Dabei herrschte eine nicht zu beschreibende Unordnung; Reiterei, Kanonen, Massen gefangener Franzosen zogen vorüber, es war ein fortwährendes Schreien, Trom-

peten, Blasen, Trommeln und Kommandiren, so daß man wirklich sein eigenes Wort nicht hören konnte.

„Wo ist denn eigentlich der Auerbach'sche Keller, Onkel?" schrie ich zu ihm hin, obgleich er dicht neben mir stand.

„Gerade hinter Ihnen, mein Herr Offizier," sagte ein vorüber eilender Bürger in dem singenden Leipziger Dialekt, indem er auf eine Thür wies.

„Komm, komm, mein Junge," rief der Onkel, indem er mich am Arme ergriff, „komm, wir haben eine Flasche Alten redlich verdient."

Sonderbarer Weise war es zuerst gar nicht voll in diesen berühmten Räumen, und wir erhielten sofort, was wir forderten. „Auf die Gesundheit unserer Lieben in der Heimath!" rief der Onkel, indem er anstieß.

Nie in meinem Leben hat mir ein Glas Wein so gut geschmeckt, nie in meinem Leben wird es mir wieder so schmecken. Nach der gewonnenen Leipziger Schlacht und — auf die Gesundheit unserer Lieben! Zu diesen Lieben zählte der Onkel natürlich Toni mit, wahrscheinlich nahm sie darunter sogar den ersten Rang ein, ich durfte also Toni ebenfalls „zu meinen Lieben" rechnen! Diese Gedanken verwirrten mich so, denn ich war damals noch ein recht thörichter Knabe, daß ich anfing, die Gemälde an der Wand von Faust und Mephisto-

pheles für mehr als bloße Phantasie zu halten. Die meinige wurde jedoch bald wieder vernichtet, denn man brachte einen schrecklich verwundeten französischen General herunter und schien eine Amputation vornehmen zu wollen.

Mein Onkel nickte mir zu, wir standen schweigend auf, kauften uns noch ein Dutzend Flaschen Wein und verließen Auerbach's Keller, den ich seit der Zeit sonderbarer Weise auch nicht wieder gesehen habe, so daß er mir immer nur in zwei Bildern — eines aus dem Göthe'schen Faust und eines aus meinen eigenen Erlebnissen — vorschwebt.

9.

Den Weihnachtsabend feierten wir in einem Dorfe unweit Kaub. Wir hatten uns nach heimischer Sitte einen Christbaum angezündet, und der Onkel ließ es sich nicht nehmen, mir zu bescheeren. Wie freudig fand ich mich überrascht, als ich außer einer ganz neuen Equipirung, welche mir wirklich noth that, auch eine gehäkelte Börse nebst einem gestrickten Shawl von Toni und einen warmen schwarzgrauen, unwillkürlich an eine Mönchskutte erinnernden Mantel von der Großtante erhielt. Der Onkel packte nun seine Geschenke auch aus, die Briefe, welche bis dahin unerbrochen geblieben,

wurden gelesen, und zum ersten Mal theilte er mir nicht wie sonst nur Einzelnes daraus mit, sondern gab sie mir, um sie ebenfalls zu lesen.

Was in dem Briefe der Großtante stand, habe ich später erst erfahren, obgleich ihre Schrift sehr groß und deutlich war, ich hielt die Blätter nur so lange, als mir nöthig schien, um sie dann weglegen und Toni's Brief lesen zu können. Es war das erste Mal, daß ich diese Schrift, diese kleine, zierliche, aber etwas krause Schrift lesen durfte, und es waren sechs eng geschriebene Seiten. Ich las so langsam wie irgend möglich, und jede Stelle, welche meiner direkt oder indirekt erwähnte, und deren gab es viele, da ich ja in so enger Beziehung zu ihrem Vater stand, las ich zweimal, so daß der Onkel, welcher hinausgegangen war, um bei der Weihnachtsfeier der mit uns im Dorfe liegenden Kompagnie zugegen zu sein, als er nach einer guten halben Stunde zurückkehrte, mich immer noch lesend auf derselben Stelle fand.

„Ich werde mir einen andern Adjutanten suchen müssen," sagte er lächelnd, indem er mir den Brief wegnahm; „wer so lange Zeit braucht, um einen Brief zu lesen, der taugt nicht zum Adjutanten."

„Lieber Onkel, die Handschrift ist mir völlig fremd."

„Ja, ja, Toni schreibt schlecht und undeutlich. Ich

habe ihr das wohl hundert Mal gesagt; aber sie läßt es einmal nicht."

„O, nicht im mindesten! Im Gegentheil sie hat —."

„Nun lass' es nur gut sein, heute am heiligen Weihnachtsfest will ich über die Hand meiner Toni nicht schmälen; ich wollte, ich könnte sie drücken, wie sonst an diesem Abend, oder sie legte — doch das kann nun einmal nicht zusammen sein. Vielleicht, wenn der liebe Gott uns günstig ist, sind wir heute über's Jahr wieder daheim, und der Christbaum, der hier, wo man ihn kaum kennt, so fremd und verlassen brennt, vereinigt uns Alle wieder in der schönen, vom fremden Joche befreiten Heimath! Vorläufig aber, Herr Adjutant, in acht Tagen geht es über den Rhein, wir wollen nun den Löwen im eigenen Revier jagen! Jetzt kommt die Revanche! Es geht über den Rhein, direkt nach Paris!"

Ich fiel meinem Onkel ohne weiteres um den Hals, und er ließ es nicht nur geschehen, er drückte mich vielmehr recht herzlich an seine Brust, und dann drehte er sich schnell herum und sah durch die gefrorenen kleinen Fensterscheiben — er wollte sehen, ob die Christbäume für die Kompagnie noch brannten, sagte er.

In der Sylvesternacht zogen wir hinüber von Kaub, erst nach der Pfalz, einer Insel mitten im Rhein, auf der eine Burg liegt, dann von dort nach

dem linken Ufer, und nun befanden wir uns in Frankreich. Aber die Bewohner waren Deutsche, wie wir, und obgleich sie damals zum Kaiserreich gehörten, so behandelten wir sie doch nicht als Feinde, und sie empfingen uns als ihre Befreier von einem drückenden Joche.

Bald befanden wir uns jedoch in dem eigentlichen Frankreich, dessen Bewohner sich weniger freundlich gesinnt erwiesen. Wir nahmen dort ebenfalls weniger Rücksichten, und obgleich das Plündern bei Strafe des Erschießens verboten war, so sorgte doch jeder Soldat für sich, und die Offiziere nahmen es ebenfalls nicht so genau. Wenn man bedenkt, wie die Franzosen bei uns gewirthschaftet hatten, so wird man es uns gewiß nicht verdenken, daß wir nach den unsäglichen Mühen und Strapazen darauf Bedacht nahmen, unsere braven Truppen so viel thunlich vor Hunger und Kälte zu bewahren. Ein mehreres geschah wirklich nicht.

Fast den ganzen Monat Januar marschirten wir mit geringen Unterbrechungen und unter unbedeutenden Gefechten vorwärts. In dieser Zeit erhielten wir nochmals ein Briefpacket aus der Heimath, und der Onkel gab mir sämmtliche Briefe zum Lesen, darunter wieder einen von Toni. Diesmal nahm ich sie mit auf mein Zimmer und las Toni's Brief so langsam wie irgend

möglich, und nachdem ich damit fertig war, fing ich sofort wieder von vorne an.

Bald kam es wieder zu ernsten Dingen. Am 1. Februar, am Nachmittage — bis dahin waren wir angestrengt marschirt — griffen wir die Franzosen bei Brienne an. Es war ein mörderischer Kampf, und selbst unsere Reserven kamen in's Feuer. Unser Bataillon hatte sich zur Hälfte in Tirailleurs aufgelöst, die andere Hälfte stand hinter einer Anhöhe zur Deckung einer Batterie, welche dicht vor uns hielt und sich munter mit dem Feinde beschoß. Merlin kommandirte dort, ich sah ihn ruhig auf seinem Rappen halten und hörte in kurzen Zwischenräumen seine tiefe Stimme: „Geschütz Feuer!" Zuweilen winkte er mit dem Degen einen Gruß zu uns herüber, und dann verhüllte ihn wieder der weiße Dampf der abgefeuerten Geschütze. Die feindlichen Kugeln schlugen unausgesetzt ein, und ein Geschütz war bereits demontirt, als ich fast in demselben Augenblick Merlin und meinen Onkel stürzen sah. Gleichzeitig entstand Geschrei und Unordnung, die Kanoniere warfen sich unter die Geschütze und die Fahrer sprengten mit den Zugpferden in Carriere an uns vorüber. Wir sahen eine dunkle Reitermasse auf uns anstürmen. Ich behielt kaum Zeit, meinen gefallenen und bewußtlos daliegenden Onkel in das Quarré

zu ziehen, welches sich rasch formirte, als schon das Kommando „Feuer“ ertönte und die uns ganz nahe gekommene Kavallerie zurückprallte und wieder abschwenkte. Noch zweimal erneuerten sie den Angriff, aber ebenso vergeblich, unsere Leute standen ruhig und fest, wie die Mauern. Kaum war der Feind in rückgängiger Bewegung, als die Kanonen ihnen eine Lage Kartätschen nachsandten und dann ihr Feuer wieder in alter Weise anfingen.

Der Angriff hatte uns also Nichts geschadet, aber — mein Onkel lag bewußtlos, vielleicht todt in dem kleinen Raum des Quarrés. Die nähere Untersuchung ergab, daß er von einer Kanonenkugel, welche sein Pferd getödtet hatte, am Schenkel verletzt war und einen starken Blutverlust erlitt. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich, aber — wir mußten avanciren, er wurde ohne mich zurückgetragen, und als wir an der Batterie vorbeigingen, sah ich Merlin unter den Händen der Aerzte. Er lächelte mir zu und bewegte die Lippen, seine Worte vermochte ich aber nicht zu verstehen. Die Schlacht dauerte bis gegen Mitternacht, und wir blieben mit kurzen Unterbrechungen fast unausgesetzt im Gefecht. Dann bivouakirten wir, wo wir uns befanden, ohne Feuer anzünden zu dürfen, aber die Soldaten waren so ermüdet, daß sie einschliefen, sobald sie sich auf die nasse, kalte Erde geworfen

hatten. Gern wäre ich noch in der Nacht zurückgegangen, um mich nach meinem Onkel zu erkundigen, doch ich durfte das Bataillon nicht verlassen. Kaum graute der Morgen, so rückten wir wieder vor, dann wieder zurück, und es begannen nun jene vielen Märsche und unglücklichen Gefechte, in denen die schlesische Armee am meisten während des ganzen Feldzuges ausgestanden hat.

Erst nach zehn Tagen erhielt ich eine, dazu sehr unverbürgte, Nachricht, daß mein Onkel sich im Lazareth und außer Gefahr befinde, ebenso Merlin, aber selbst den Ort seines Aufenthaltes konnte ich nicht erfahren. Die Monate Februar und März waren für mich die trübsten des ganzen Krieges. Abgesehen davon, daß es uns zuerst unglücklich ging, quälte mich am meisten die Ungewißheit über das Schicksal meines Onkels, sowie der gänzliche Mangel an Nachrichten aus der Heimath. Jetzt, seitdem ich Toni's Briefe lesen durfte, seit ich sie als zugleich für mich geschrieben betrachten konnte, jetzt war ich mit meinen trüben Gedanken wieder allein auf mich selbst angewiesen, und gerade zu einer Zeit, wo nur ein wirklich heroischer Muth und eine kaum für glaublich gehaltene Ausdauer der Truppen im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen es ermöglichen konnte, dem Kriegsglück wieder eine andere Wendung zu geben, denn wir hatten in vier

Tagen 35 Kanonen und 16,000 Mann verloren und erreichten nur mühsam Chalons, wo wir uns mit dem Bülow'schen Korps vereinigten. Am 4. März waren nach mehrfachen Gefechten die preußischen Armeekorps wieder vereinigt, welche nach Aufhebung des Waffenstillstandes 120,000 Mann zählten und nach der Schlacht bei Leipzig wieder ergänzt worden waren. Sie bestanden jetzt noch aus 40,000 Mann! Aber es waren allein die Knochen und Sehnen jenes großen Truppenkörpers übrig geblieben, das Fleisch war davon verloren gegangen. Diese eisenfesten und bewährten Ueberbleibsel sahen dazu, bis auf die Waffen, kaum regulären Truppen ähnlich. Der große Friedrich, hätte er uns damals gesehen in unsern abgetragenen, geflickten Kleidern, die oft sonderbar ergänzt waren, er würde auch über uns jene ruhmvolle Aeußerung gemacht haben: „Sie sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen!"

Und wir bissen auch wieder. Bei Laon schlugen wir die Franzosen gründlich, und nun ging es ohne weitere Umwege auf Paris, nachdem die große Armee auch die Schlacht bei Arcis sur Aube gewonnen hatte. Am 30. März sahen wir die große Stadt, die damalige Gebieterin der Welt, im Morgennebel zu unsern Füßen liegen und formirten uns zum Sturm auf den Montmartre. Wir standen noch in Kolonne, Gewehr bei

Fuß, oben auf der Höhe spielten schon die Geschütze ohne daß wir ihre Kugeln empfingen, als mehrere Generale und Offiziere zu uns heransprengten. Einer davon zweigte sich ab und hielt plötzlich vor unserm Bataillon — es war mein Onkel! Ein allgemeines, nicht enden wollendes Hurrah empfing ihn, er sprang vom Pferde und umarmte die Offiziere, natürlich mich zuerst — dann aber, und es währte nur einen Augenblick, sprengte ein Adjutant heran, und die Tambours schlugen sofort die abgemessenen scharfen Töne des Sturmmarsches. Noch mancher brave Landwehrmann fiel an jenem Morgen, wir lösten uns bald in Tirailleurs auf und trieben die Franzosen bis hinter die Mauern der Stadt — dann aber wurde — Friede geblasen, wirklicher Friede, denn die tiefen Töne unserer Signalhörner, welche uns befahlen, das Feuern einzustellen, beendeten diesen blutigen Völkerkrieg, übergaben uns die Stadt und nöthigten den großen Eroberer, einen Platz zu verlassen, von welchem aus er Millionen von Menschen seinen ehrgeizigen Plänen geopfert hatte.

Am andern Tage zogen die Alliirten in Paris ein, wir, die Grasteufel, sahen nicht so aus, um den feinen Parisern zur Schau vorgeführt zu werden. Wir marschirten um die Stadt und bezogen seitwärts Quartiere, wo es uns zwar an Nichts fehlte, doch wollte es uns immer bedünken, daß gerade wir vorzugsweise an der

Ehre des Einzuges hätten betheiligt werden müssen und uns auch besonders, gerade als Grasteufel, dazu geeignet hätten. Mir selbst war jedoch an dieser Ehre eigentlich wenig gelegen, denn meine Freude, den Onkel wieder gesund bei mir zu haben, dazu das Bewußtsein, daß dieser blutige Krieg eigentlich weit über unsere eigene Erwartung ruhmvoll beendigt sei, ließ mich die unserem braven Korps zugefügte Zurücksetzung leicht verschmerzen.

Wir lagen in Versailles sehr komfortabel, wurden außerordentlich gut verpflegt, an Geld fehlte es auch nicht, und so ruhten wir nach so vielen Entbehrungen und Gefahren recht weich und duftig auf den französischen Sophas und auf den erkämpften Lorbeern. Für meinen Onkel war es übrigens ein Glück, daß die Geschichte zu Ende war, denn er hatte sich viel zu früh wieder herausgemacht und bekam einen Rückfall vom Fieber, an dem er mehrere Wochen schwer darnieder lag.

In dieser Zeit befahl er mir einst, nach Hause, wie er sagte, in seinem Namen zu schreiben, und ich wollte mich eben hinsetzen und in den gewähltesten Ausdrücken meinen Brief beginnen, als er hinzufügte: „Ich werde Dir diktiren."

Schon früher hatte ich mich darüber gekränkt, daß er mich niemals aufgefordert, gleichfalls zu schreiben oder ein paar Worte unter seinen Brief zu setzen, und

mich für einen solchen Fall genau vorbereitet, damit ich in wenigen Worten besonders viel und vieldeutiges sagen könne. Heute stand ich am Ziel meiner Wünsche, und nun war es wieder vereitelt.

„Es wird Sie zu sehr anstrengen, lieber Onkel, ich werde Ihnen den Brief nachher vorlesen," sagte ich daher.

„Nein," erwiederte er, „lassen wir es heute lieber ganz. Morgen werde ich wohler sein. Besser, sie erhalten den Brief einige Tage später, als von einer fremden Hand; sie würden sich zu Tode ängstigen."

„Von einer fremden Hand? Bin ich denn dort ein ganz Fremder?"

„Darauf kommt es ja nicht an," sagte er, indem er sich nach der Wand drehte, „Deine Hand ist doch nicht die meinige."

Nach einigen Tagen schrieb er wirklich selbst, so sauer es ihm auch wurde, siegelte den Brief, ohne ihn mir vorzulesen, was er überhaupt noch nie gethan hatte, und auch wieder ohne mich aufzufordern, einen Gruß hinzuzufügen. Meine Hoffnungen waren in dieser Beziehung abermals zu Wasser geworden.

10.

Napoleon hatte abgedankt und war nach Elba geschickt, Ludwig XVIII. saß auf dem Throne seiner Väter, aber wir standen immer noch in dichten Massen in und um Paris. Den meisten meiner Kameraden gefiel das damalige Leben, wo uns Nichts abging und wir von den Franzosen und besonders von den Französinnen wie die ihnen theuersten Gäste aufgenommen wurden, vortrefflich. Theuere Gäste waren wir ihnen allerdings, wenn auch noch lange nicht so theuer, wie sie uns gewesen, denn derartige Besuche ganzer Völker kosten immer ziemlich viel. Aber wir mußten es unseren Wirthen zu ihrem Ruhme, wenn es so genannt werden kann, nachsagen, sie ließen es uns nicht fühlen, daß wir uns nur auf unfreiwilligen Besuch bei ihnen befanden. Zum Theil hatte dies seinen Grund in der dem Franzosen angeborenen Höflichkeit, zum Theil in der Zersplitterung der Parteien, von denen natürlich die uns gewogene und durch uns wieder möglich gemachte am meisten mit uns verkehrte.

Dessenungeachtet sehnten wir uns Alle sehr nach der Heimath zurück und warteten fast mit eben solchem Verlangen auf die Marschordre, wie wir es damals, als es zum Kriege ging, gethan hatten. In Paris verhandelte man indeß noch immer, und wir blieben

stehen, um dem, was gesprochen und geschrieben wurde, den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Wöchentlich erschienen eine Menge von Avancements, was damals keine Schwierigkeiten hatte, da mehr als ein Drittel der Offiziere geblieben war. Mein Onkel wurde Oberstlieutenant und ich Hauptmann, an einem Tage mit Merlin, durch dessen Avancement ich zugleich erfuhr, daß jene boshafte Kugel ihn weder getödtet, noch dienstunfähig gemacht hatte. Das eiserne Kreuz hatten wir alle drei schon nach der Schlacht von Leipzig erhalten. Merlin traf ich einige Tage später in Paris; er sah noch etwas spitz und schlank aus, war aber sonst wohl auf und gefiel sich, wie er meinte, in Paris „famos."

„Man muß das mitnehmen, Villach," sagte er, nachdem wir uns gegenseitig Glück gewünscht hatten, „die Geschichte ist bald aus, und wenn wir wieder in Neisse sein werden und Garnisondienst treiben, wird es uns nach diesem Ausfluge an Langeweile nicht fehlen."

„Dennoch sehne ich mich sehr, die Heimath wieder zu sehen."

„Das thue ich auch, aber ich ärgere mich auch jedesmal darüber. Doch bei Dir ist das freilich etwas Anderes. Wie geht es denn Deiner schönen Cousine? Correspondirt Ihr fleißig? Wie kann ich nur so albern fragen! Du hast gewiß schon ein paar Rieß Liebesbriefe von Stapel laufen lassen! Denn Du warst von

je ein Vielschreiber. Für mich bleibt es vollständig räthselhaft, wie man einen und denselben Satz: Liebst Du mich, ich liebe Dich! so immerfort variiren kann."

„Thu mir den Gefallen, Merlin," erwiederte ich, ihn nur mit Mühe unterbrechend, „und höre endlich auf, von Dingen zu sprechen, die nicht existiren, und welche Du, wie Du selbst sagst, nicht einmal begreifst. Ich habe weder einen Brief an meine Cousine geschrieben, noch einen von ihr erhalten, es würde beides meiner Meinung nach auch im höchsten Grade unpassend gewesen sein."

„Im höchsten Grade unpassend?" fragte Merlin, mich ganz erstaunt ansehend; „ich fange nun wirklich an zu glauben, daß ich für diese Dinge kein Verständniß besitze, obgleich ich mir einige Erfahrung nicht absprechen kann."

„Lass' es gut sein," bat ich. „Wozu ein Thema, wie Du Dich ausdrückst, unaufhörlich variiren? Komm, wir wollen uns Etwas in Paris umsehen."

Wir verlebten zusammen einen fröhlichen Tag im Kreise von Kameraden, die wir längere Zeit nicht gesehen, und über deren Dasein wir uns von Neuem freuten.

Endlich nach drei Monaten kam die lang ersehnte Marschordre; wir marschirten durch Paris, denn jetzt sahen wir wieder so ziemlich aus, und erreichten gegen

Abend eine der nördlich gelegenen Höhen, von welchen aus man die Stadt übersehen konnte. Es wurde Halt geblasen, die Gewehre zusammengestellt, und Jeder von uns betrachtete mit freudigen Gefühlen noch einmal die große Stadt, von der wir jetzt schieden, und die wir vor drei Monaten in der Aufregung eines hartnäckigen Kampfes zum ersten Mal gesehen hatten. Wir nahmen in Gedanken für immer Abschied und wandten diese der so fernen, geliebten Heimath zu, denn Niemand von uns ahnte, daß wir nochmals nach blutigen Kämpfen auf dieser Stelle stehen würden, ohne die heimathlichen Berge wieder gesehen zu haben. Am Rhein bezogen wir Quartiere und richteten uns so vollständig ein, als ob wir für immer dort bleiben wollten. Mancher war wohl damit zufrieden, denn es ist sehr schön am Rhein, und auch die Menschen sind heiter und lebensfroh; aber die Meisten wünschten doch sehnlich, unser Korps möge endlich Ordre zum Rückmarsch erhalten. Der Onkel sagte zwar Nichts, er befehligte jetzt das Regiment, und ich war Regiments-Adjutant; aber ich merkte es aus mancherlei, daß er glaubte, jetzt seine Pflicht gegen König und Vaterland erfüllt zu haben, und sich sehne, den Degen endlich wieder mit dem Pfluge zu vertauschen.

Die Briefe, deren er jetzt ziemlich regelmäßig alle

vierzehn Tage erhielt, gab er mir nicht mehr zu lesen, ja selbst seine mündlichen Mittheilungen daraus wurden sehr kurz und beschränkten sich häufig nur auf die Worte: „Lassen Alle grüßen." Da er sonst ebenso freundlich, theilnehmend und vertraut mit mir war, wie früher, so wußte ich wirklich nicht recht, was ich von dieser Aenderung halten sollte.

Wir lasen in den Zeitungen die Empfangsfeierlichkeiten der zurückgekehrten Truppen, und unsere Sehnsucht, endlich ebenfalls heimzuziehen, vermehrte sich mit jedem Tage. Indessen blieb es für uns beim Alten, und wir erfuhren, daß wir so lange auf dem Kriegsfuße bleiben würden, bis man in Wien sich über die neue politische Gestaltung Europas geeinigt haben würde. Das waren allerdings sehr traurige Aussichten, denn der Wiener Congreß schien zu dem entschiedenen Gegentheil einer gemeinsamen Einigung führen zu wollen. Weihnachten war wieder gekommen, und wir befanden uns gerade wie im vorigen Jahre am Rhein, wo man zur damaligen Zeit von diesem schönsten Feste noch gar keine Notiz nahm. Der Christbaum glänzt aber auch jetzt noch am hellsten und heimathlichsten da, wo er wächst, im Norden, wo ein weniger günstiges Klima und eine nicht so begabte Natur die Menschen nicht so viel nach Außen führt, sondern das rechte, innige und wahre Familienleben gedeihen läßt.

Wir zündeten zwar auch wieder unsere Christbäume an, aber sie sahen fremd und verkümmert aus, und als der Onkel wieder nur sagte: „Lassen Alle herzlich grüßen," ohne irgend ein Geschenk oder einen Brief für mich hinzuzufügen, war für mich die Freude dieses Abends dahin, und ich ging aus in die Stadt, wo es öde und finster war, wie an jedem gewöhnlichen Abende. — Nach einiger Zeit schien es doch, als ob man in Wien zu einer Einigung kommen wolle, obgleich Preußen zu unserem großen Aerger nur eine geringe Entschädigung für seine enormen Anstrengungen erhalten sollte. Da trat eines Morgens der Onkel in der höchsten Aufregung zu mir in's Zimmer.

„Napoleon ist wieder in Frankreich," rief er, „in diesem Augenblick wahrscheinlich schon in Paris!"

Zuerst wollte man dies Ereigniß bezweifeln, dann gab man sich dem Glauben hin, die Franzosen würden ihn selbst wieder zum Lande hinaustreiben, da sie seiner Tyrannei, wie sie so vielfach geschrieben und versichert, herzlich überdrüssig seien; es geschah aber von alle dem Nichts, und wir marschirten acht Tage später der französischen Grenze zu. Es ging also wieder vorwärts, das Spiel begann von Neuem, und es war nicht abzusehen, wann und wie es enden würde.

Am 16. Juni schlugen wir uns bei Ligny, es war eine mörderische Schlacht, und wir litten sehr, gegen

20,000 Mann der Unsrigen blieben oder wurden verwundet. Dennoch marschirten wir vom Nachmittage des 17. bis zum Abende des 18. zwanzig Stunden im unaufhörlichen Regen den Engländern zu Hilfe und retteten sie durch diese in der Kriegsgeschichte beispiellose Anstrengung vom Verderben, da wir Abends auf dem Schlachtfelde von Belle Alliance erschienen und die Franzosen in der Flanke und im Rücken sofort angriffen. Später haben die Engländer, wie sie es immer thun, diesen Sieg für sich allein in Anspruch genommen, dadurch jedoch nur ihren wirklichen eigenen Ruhm wesentlich geschmälert, welcher darin bestand, daß sie mit Hilfe der Hannoveraner, Nassauer und Braunschweiger den ganzen Tag über sich tapfer geschlagen hatten. Ohne uns hätten sie aber dennoch das Schicksal der französischen Armee erlitten. Nun ging es wieder in Eilmärschen auf Paris, und schon am 7. Juli zogen wir wieder dort ein.

Die hundert Tage, wie die Franzosen diese letzte blutige Episode der napoleonischen Herrschaft nennen, kamen ihnen ziemlich theuer zu stehen, jeder Tag kostete ihnen ungefähr zehn Millionen Franken. Dazu hatten sie die gute Wirkung, daß die Alliirten sich nunmehr schnell einigten, und bald ein definitiver Friede zu Stande kam, nachdem man Napoleon selbst nach

St. Helena geschickt hatte. So sehr es zu beklagen ist, daß der große Kaiser — denn das war er und wird es ungeachtet seines für Europa so verderblich gewordenen Ehrgeizes immer bleiben — von den Engländern dort auf die unwürdigste Weise behandelt worden ist, seine Verweisung an einen Ort, von wo er nicht abermals zurückkehren konnte, war damals für die Ruhe Europas eine unabweisbare Nothwendigkeit.

Selbst ein schneller Friede geht jedoch immer sehr langsam von Statten, und so erhielten wir auch erst im Oktober die Marschordre zur endlichen Rückkehr in die Heimath, froh, daß wir nicht zu jenen Truppen gehörten, welche noch drei Jahre lang in Frankreich verbleiben mußten.

11.

Mit derselben Sehnsucht, welche uns heimwärts trieb, wurden wir im Vaterlande erwartet. Wir marschirten ungeachtet der immer kürzer werdenden Tage und der oft bodenlosen Wege, denn Kunststraßen gehörten damals noch zu den Seltenheiten, so rasch wie möglich und überschlugen manchen Ruhetag, wenn dies irgend zulässig war. Dennoch brachten wir auf dem Marsche über zwei Monate zu und erreichten erst

gegen Mitte Dezembers die schlesische Grenze. Es war ein trüber, kalter Wintertag, als wir zuerst die bekannten Linien des Zobten wieder sahen und mit einem Hurrah begrüßten, denn der alte Zobten ist und bleibt für jeden Schlesier das Wahrzeichen der Heimath, und seine Brust erweitert sich, wenn er jene blauen Umrisse in der Ferne erblickt. In jedem Dorf, in jedem Städtchen wurden wir mit Jubel empfangen, aber der wirkliche Empfang stand uns erst in Breslau bevor. Wären damals Eisenbahnen so wie jetzt gewesen, halb Schlesien würde uns bis an den Rhein entgegen gereist sein.

Die Wintersonne ging klar und hell auf, als wir am Morgen zum letzten Marsche nach Breslau antraten. Wir hatten uns, jeder Einzelne nach Kräften, herausgeputzt, dennoch würde gegen uns ein Regiment in seinen ältesten Uniformen jetzt immer noch sehr vortheilhaft aussehen; aber unsere alten Röcke, die wir in so vielen Schlachten getragen, wären für uns Ehrenkleider geworden, die wir mit keinen andern vertauscht haben würden, eben so wenig wie unsere zerschossenen und zerfetzten Fahnen, welche heute, wie an den Tagen des Kampfes, wieder im Winde flatterten. Die Brust jedes einzelnen Kriegers hob sich rascher in dem Gefühle des Stolzes und der Sehnsucht, und der Marschschritt

beschleunigte sich wiederholt so sehr, als ob wir zur Attake vorwärts gehen sollten.

Endlich lagen die Thürme Breslaus dicht vor uns, wir fanden uns schon von Wagen und Fußgängern umringt, und Männer, Frauen und Kinder fingen an, sich in unsere Reihen zu drängen; Umarmen, Rufen, Küssen, Weinen störten den Fortgang unseres Marsches. Da wurde zum Sammeln geblasen, die Trommeln schlugen den Geschwindmarsch, und in geschlossenen Reihen, mit flatternden Fahnen, marschirten wir in die alte theure Stadt ein.

Am Nikolai-Thore empfing uns aber eine solche Menschenmenge, daß wir nur ganz langsam weiter marschiren konnten. Die Straßen waren ungeachtet der winterlichen Jahreszeit mit Guirlanden durchzogen, eine mächtige Ehrenpforte aufgebaut, alle Fenster, alle Dächer voller Menschen, welche mit den Tüchern wehten, Blumen herabwarfen und uns Willkommen entgegen riefen, dazu läuteten die Glocken und donnerten die Geschütze. Die Ordnung war nicht zu erhalten, die Angehörigen unserer Soldaten, welche Vater, Bruder oder Sohn nach so vielen Gefahren und nach so langer Zeit wiedersahen, drängten sich in die Reihen, bald sah man weinende Krieger, welche Kinder auf dem Arme hielten und sie herzten und küßten, während

Frauen ihnen die Gewehre nachtrugen und Arm in Arm mit ihnen weiter gingen — wer hätte hier die militärische Ordnung erhalten, wer überhaupt nur den Willen haben können, es zu versuchen.

Ich ritt neben dem Onkel an der Spitze des Regiments, wir sahen über alle diese Tausende fort, und dennoch sahen wir eigentlich Nichts, denn unsere Augen suchten in diesem wogenden Gedränge, unter all' diesen freudig erregten Menschen, wenn auch mit sehr verschiedenen Gefühlen, die uns so theuern Gestalten. Mein Herz klopfte so gewaltsam, und dabei war ich durch die Vorgänge um mich her so bewegt, daß ich eigentlich nicht wußte, wie wir endlich auf den Ring gekommen waren, bis mich plötzlich das Kommando des Onkels „zum Aufmarschiren" aus meiner Betäubung riß. Dem Kommando wurde zum ersten Male keine Folge geleistet. Da sah ich den Onkel selbst rasch vom Pferde springen, sah ihn seine Mutter umarmen und dann Toni ihn, vor Freude weinend, umschlingen. Wie es zuging, weiß ich nicht, ich stand im Augenblicke bei ihnen, und als Toni aufblickte, breitete ich unwillkürlich meine Arme aus:

„Toni," rief ich, „meine geliebte Toni!" Und dann lag sie in meinen Armen, wir hielten uns fest umschlungen und weinten Beide, ergriffen von Gefühlen, die ich vergebens suchen würde in Worten wiederzugeben.

Plötzlich riß sie sich los und stand, mit den Händen ihr erröthendes, holdes Gesicht bedeckend, zitternd vor mir.

„Warum sollen sich Braut und Bräutigam bei einem solchen Wiedersehen nicht vor den Menschen umarmen?" sagte da der Onkel mit vor Bewegung zitternder Stimme, indem er ihre Hand ergriff und in die meinige legte; „er wird Dich glücklich machen, mein Kind, und Du ihn, ich kenne Euch jetzt Beide."

Was kümmerten mich die Menschen, ich umarmte wieder und wieder meine süße Braut, und ihre Hand ließ ich gar nicht mehr los, selbst als nachher noch einiges kommandirt wurde, worauf aber auch Niemand mehr achtete. Denn Jeder war mit den Seinen nach Hause gegangen, und das Regiment hatte sich zum ersten Male, seitdem es zusammengetreten, ohne Ordre aufgelöst und zerstreut.

Wir gingen endlich auch, und erst nachdem wir eine Zeitlang zusammen gewesen, kamen wir einigermaßen zum Verständniß unseres Glückes, und die Fluth der uns überstürzenden Gefühle begann zu ebben. Toni und ich, wir hatten wenig andere Gedanken als uns selbst, aber den Onkel und die Großtante mochte wohl, mehr als ihr eigenes Glück, das Glück ihrer Kinder bewegen. Die Großtante, welche seit 20 Jahren Altstett nicht mehr verlassen, hatte sich jetzt mit dem alten

Friedrich, den wir bisher ganz vergessen, ungeachtet der kalten Jahreszeit und der schlechten Wege aufgemacht, um ihren Sohn, vielleicht auch mich, in Breslau bei unserem Einzug zu begrüßen.

„Mein lieber Sohn," hörte ich sie sagen, „ungeachtet der großen Freude, welche ich empfinde, einer so großen, wie ich sie in meinen alten Tagen noch zu erleben für unmöglich gehalten hätte, ungeachtet dessen beschlich doch Wehmuth mein Herz, als ich mir dachte, wie viele Tausende gerade am heutigen Tage voll Trauer und Schmerz zu Hause sitzen und weinen, denen der Jubel Eurer Rückkehr die noch blutenden Wunden um die geliebten Todten wieder aufgerissen hat."

„Sie sind für's Vaterland auf dem Bette der Ehre gestorben, theure Mutter, beklage sie nicht. Der Tod ruft uns einst Alle, aber nirgendwo erscheint er so beneidenswerth, wie in der Schlacht. Wir aber wollen, so lange es Gott gefällt, uns des Lebens freuen und der wieder erkämpften Freiheit!"

Als wenige Wochen darauf der Weihnachtsabend sich herniedersenkte, brannte der Baum für uns Alle in Altstett, und um ihn herum lagen die Gaben der Liebe.

Ach, wie war dies Weihnachtsfest so voll Glück für uns Alle, die wir es mehr als sonst fühlten, wie theuer wir uns geworden, wie schmerzlich die lange ungewisse Trennung gewesen, und wie beseligend und durch

Nichts zu ersetzen der Gedanke war, daß wir nun für immer vereint bleiben sollten!

„Wie herrlich ist es heute," sagte ich, Toni's Hand fest umschlingend, als wir später beim Glase Punsch saßen, „gegen vorige Weihnachten! Damals standen wir noch am Rhein, wo man das schöne Weihnachtsfest kaum dem Namen nach kennt, und gerade zu jener Zeit, warum weiß ich bis heute noch nicht, war die Periode eingetreten, in welcher Sie, lieber Vater, alle Briefe von Hause vor mir fest verwahrten und selbst am Weihnachtsabend Nichts weiter hatten, als: „Sind gesund und lassen Alle grüßen." Sie glauben nicht, wie unglücklich ich mich an jenem Abende gefühlt habe."

„Den Grund meines damaligen Handelns kann ich Dir jetzt immer offenbaren, mein Sohn," erwiederte der Onkel lächelnd — ich will ihn nur immer noch so nennen, obgleich er mir längst Vater war. „Einmal wollte ich mich überzeugen, daß Deine Liebe zu meiner Tochter auch ohne solche Anregungsmittel fortbestehen könne, was sie mußte, wenn sie echt war, wie sie es auch gethan hat; und dann — ja sieh, mein Sohn, dann wurden meiner Tochter Briefe, obgleich an mich gerichtet, doch immer und immer deutlicher hauptsächlich für Dich geschrieben —."

„Aber Vater!" fiel Toni bittend ein.

„Sie machte darin so viel verschiedenartige und

unnöthige Märsche und Manövres, daß Du, als geübter Soldat und diensthuender Adjutant, ihre wirkliche Stellung sogleich erkannt haben würdest, und das mußte ich, als ihr natürlicher Verbündeter, verhindern. So ist es recht, mein Sohn, schließe ihr den Mund mit einem Kusse, sie würde jetzt doch nur eine Unwahrheit sagen."

Als der Frühling in's Land zog, machten wir Hochzeit, am Jahrestage des Einzugs von Paris; Toni hatte sich fügen müssen, da ich ihr vorstellte, daß sie als gute Patriotin einen solchen Hochzeitstag nicht ausschlagen dürfe. Wie lieblich sah sie an jenem Morgen aus, wo der Myrthenkranz in ihren dunklen Locken zitterte! Ich glaube, ich habe noch gar nicht einmal erwähnt, daß sie in der Zeit meiner Abwesenheit sehr viel schöner geworden war, aus der sich kaum entfaltenden Knospe eine herrlich erblühte Blume, und damals — doch wozu das noch weiter ausmalen? Solch einen Tag erlebt der Mensch ja doch nur einmal, und viele, viele Menschen niemals. Diejenigen, denen ein gütiges Geschick die Empfänglichkeit dafür und das Glück solcher Stunden hat zu Theil werden lassen, werden mich verstehen, ohne daß ich nöthig habe, mich in weiteren Schilderungen zu ergehen.

Die Großtante verjüngte sich nochmals und setzte es durch, daß mein Bild im Mönchsgewande neben

dem ihres verstorbenen Mannes prangte. „Als Mönch hast Du Dein Glück gemacht, mein Sohn," lächelte sie wehmüthig, „so wie ich einst durch ihn, darum sollt Ihr Beide in demselben Gewande gemalt zusammenhängen."

Bald darauf nahmen wir, der Onkel und ich, er als Oberst, ich als Hauptmann, unsern Abschied. In der Landwehr, wo ich noch lange Jahre fortdiente, brachte ich es später bis zum Major, dann ging ich auch dort ab, denn das Avancement schleicht langsam im Frieden, und mir war es auch ziemlich gleichgültig. Ich wohnte mit meiner lieben Toni in Altstett, dessen Bewirthschaftung ich leitete. Als sie das erste Kind auf ihrem Schooße wiegte, starb die Großtante sanft und friedlich und von uns Allen beweint. Der alte Friedrich freute sich, daß er sie überlebt, weil sie sich so sehr an seine Bedienung gewöhnt habe, und folgte ihr dann nach einigen Wochen nach, damit sie ihn nicht länger vermisse.

Der Onkel, oder der Vater, lebte noch bis in sein achtzigstes Jahr in körperlicher Rüstigkeit heiter und munter bei uns und starb dann einen schnellen und schmerzlosen Tod, wie er sich gewünscht hatte, und ich mir auch wünsche, wenn, wie es nun bald sein muß, zum großen Appell auch für mich geblasen wird.

Daß Merlin General ist, wißt Ihr, ich sah ihn noch neulich; er drehte vergnügt an seinem grauen Schnurrbart, indem er lächelnd zu mir sagte: „Das ersehnte Avancement ist jetzt längst gekommen, Villach. Doch gäbe ich viel darum, wenn wir Beide noch einmal als lebensfrohe Lieutenants wieder eine Reise in's Gebirge machen könnten, wie damals, wo Du als Mönch Deine Frau erobertest."

Stabat mater.

1.

Wenn man die lebhafte und gewerbreiche Stadt Nevers verläßt und die Loire aufwärts wandert, so gelangt man bald zu dem kleinen, auf einer felsigen Insel gelegenen Städtchen Decise, dessen reizende Umgebungen zu weiteren Ausflügen in die romantische Gegend verlocken. Man besteigt das alte, früher den Herzögen von Nevers gehörende, jetzt zum Theil verfallene Schloß, dessen Fuß von den klaren Fluthen des Avon bespült wird, während seine Thürme die weiteste und herrlichste Fernsicht gewähren. Von dort überblickt man das schöne belebte Thal der Loire, sieht in das Häusergewirr von Decise und am fernen westlichen Horizonte die Thürme von Nevers emporsteigen. Den lebhaften Verkehr auf dem Flusse verkünden die vielen weißen Segel, welche aus jeder seiner malerischen Windungen herausleuchten, und die überall aus den schlanken, hohen Schornsteinen aufsteigenden Rauchsäulen, welche wie dunkle Fäden den blauen, heiteren Himmel durchziehen, zeigen uns, daß die Gewerb-

thätigkeit diese lachenden Fluren zu ihrem Lieblingssitze erkoren hat.

Wenden wir den Blick von dem weiten, belebten Thale der Loire und folgen dem Laufe des Avon, so sehen wir unfern von uns, da wo die Berge enger zusammenrücken und dem schäumenden Flusse nur einen schmalen und tief eingeschnittenen Weg übrig lassen, durch welchen er rasch und voll Sehnsucht nach der schönen Loire dahin eilt, ein weitläuftiges und anscheinend regelloses Gebäude, oder vielmehr eine Menge verschiedenartiger Gebäude, die zu einem Ganzen vereinigt uns schon durch ihr Aeußeres über ihren Zweck nicht in Zweifel lassen. Wenn wir aber auch an den rauchenden Essen und den dumpfen bis zu uns herübertönenden Schlägen der Hämmer erkennen, daß hier der alte Gott Vulkan seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, so spüren wir doch bald, daß er diese Stätte erst in Besitz genommen, nachdem sie lange anderen Göttern dienstbar gewesen. Und in der That sind die Eisenwerke von Verneuil in dem alten Stammschlosse der Grafen jenes Namens errichtet, welche daraus durch die Zeit und die steigende Macht der Industrie und des Kapitales verdrängt wurden. Wir wollen aber um 70 Jahre zurückgehen und von dem damals noch wohlerhaltenen Schlosse der Herzöge von Nevers nach dem Schlosse der Grafen von Verneuil hinüberblicken. Die

Krone des Hügels, auf welchem jetzt ein langes einförmiges Fabrikgebäude steht, schmutzig und von Rauch geschwärzt, wie die ganze Masse der dasselbe regellos umgebenden Oefen und Werkstätten, zierte im Jahre 1786 ein stattliches Schloß. Obgleich in jenem Style gebaut, welcher die Geschmacklosigkeiten Berninis in Frankreich mit besonderer Vorliebe fortbildete und sich vorzugsweise in eckigen Formen, Schnörkeln und barocken Verzierungen gefiel, gewährte das Schloß vielleicht gerade deshalb eine höchst malerische Ansicht, welche noch durch den dasselbe umgebenden weitläuftigen Park erhöht wurde, dessen hohe schattige Bäume sich bis in das felsige Thal des Avon hinunterzogen.

Wir wollen uns mit dieser oberflächlichen Ansicht des Schlosses und seiner malerischen Umgebung begnügen und mit der uns zustehenden Freiheit unangemeldet in eines seiner vielen Zimmer treten. Es ist ein nicht großes, aber hohes und sonniges Gemach; die ganze Einrichtung zeigt uns, daß es der Aufenthalt eines weiblichen Wesens ist, dessen Anordnungen und sinniger Geschmack überall erkennbar sind. Um uns darüber jeden Zweifel zu benehmen, sehen wir die Bewohnerin selbst, ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, am Klaviere sitzen und unter der Anleitung ihres Lehrers ein schwieriges Musikstück vortragen, dem ein alter Mann aufmerksam zuhört.

Der Letztere ist der Graf von Verneuil, und das junge Mädchen seine Tochter, Marguerite oder Margot, wie sie genannt wurde. Der Graf, in der Mitte der Sechzig, von kleiner, aber noch immer wohlerhaltener Statur, mit lebhaften und leicht beweglichen Zügen, giebt in seiner ganzen Erscheinung das Bild eines französischen Aristokraten der damaligen Zeit mit all seinen Fehlern und Tugenden. Nach einer ziemlich ausschweifend am Hofe Ludwig's XV. verlebten Jugend hatte sich der Graf, so unwahrscheinlich dies auch klingt, noch in seinem vierzigsten Jahre ernstlich verliebt und war dann mit seiner jungen Frau, vor den eigenen Freunden und Genossen fliehend, nach Verneuil gezogen, wo er, zum Theil übersättigt von den Genüssen des Hofes und der Hauptstadt, in ländlicher Stille sein Leben zu beschließen sich vorgenommen hatte. Die Geburt eines Sohnes, des Nachfolgers seines Namens und seiner Titel, vermehrte noch sein Glück, jedoch vermochte dies Alles ihn nicht dauernd an den einsamen ländlichen Aufenthalt zu fesseln; Gewohnheit und die verlockenden Mittheilungen seiner Freunde zogen ihn vielmehr bald wieder in das alte Leben zurück. Er ließ seine Frau in Verneuil, vernachläßigte sie gänzlich, und erst, als die Flammen seiner Leidenschaft und Begierden vollständig erloschen waren, suchte er die ländliche Stille und in ihr seine verlassene Gattin wieder auf. Diese, welche

wie so viele Frauen einem kurzen sonnigen Liebesglück das ihres Herzens zum Opfer gebracht, hatte in der Mutterliebe einen Ersatz für die zerstörten Jugendträume gefunden und die Erziehung ihres Sohnes zur alleinigen Aufgabe ihres Lebens gemacht. Ein Jahr nach der Rückkehr ihres Mannes gebar sie noch eine Tochter und schied dann wenige Tage nachher aus einer Welt, welche sie jetzt ungeachtet der herben Täuschungen, die ihr geworden, mit Schmerz und banger Besorgniß verließ. An ihrem Sarge stand der von Reue und Gewissensbissen gequälte Gatte, weinte in kindlicher, schmerzvoller Trauer ihr zehnjähriger Knabe, der seinen Vater bisher kaum gekannt und von allen Menschen allein die Todte geliebt hatte.

Jetzt war dieser Knabe Kapitän in der Garde des Königs, und das Kind, welches durch seine Geburt der Mutter den Tod gebracht, das junge Mädchen, dessen Spiel der Graf soeben zuhörte.

„Ich bin zufrieden, Margot,“ sagte er, nachdem sie geendet, „Du hast bedeutende Fortschritte gemacht, obgleich ich diese ernste Musik nicht liebe. Du verräthst Talent und solltest es durch schwierige, mehr in das Gehör fallende Tonstücke zur Geltung bringen. Warum wählen Sie keine anderen Stücke, Herr Arnaud? Halten Sie derartiges für ein junges Mädchen besonders passend?“

Der Lehrer, ein junger Mann von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, war bei dieser direkt an ihn gerichteten Frage aufgestanden und blickte den Grafen einen Augenblick schweigend an, ehe er antwortete. „Nicht für alle jungen Damen, Herr Graf," erwiederte er dann, „wohl aber für Ihr Fräulein Tochter."

„Und warum gerade für meine Tochter?"

„Weil Ihr Fräulein Tochter ein zu bedeutendes musikalisches Talent ist, um mit jener leichten, klingenden Musik verdorben zu werden."

„Ich danke für das Kompliment im Namen meiner Tochter, so wenig schmeichelhaft Ihre Antwort auch für mich ausgefallen!"

Der junge Mann blieb in seiner ernsten, gemessenen Haltung, ohne auf diese Bemerkung des Grafen Etwas zu erwiedern oder sich zu entschuldigen.

„Nun, mein bedeutendes Talent," fuhr dieser daher fort, „was sagst Du denn selbst, hast Du keine Neigung zu leichter, fröhlicher Musik?"

„Nein, lieber Vater," versetzte das junge Mädchen, indem sie ihren reizenden Kopf nach hinten beugte und ihre großen braunen Augen dem Grafen zuwendete, „mich spricht ernste Musik mehr an, es ist mir immer, als wäre es eine Entweihung der Kunst, sie zur bloßen Dienerin der Lust und des Scherzes zu machen."

„Du bist eine Thörin, Margot," sprach der Graf,

indem er aus einer goldenen Dose eine Prise Spaniol nahm, „wenn man Dich reden hört, sollte man glauben, Du wärst eine alte Frau, oder wenigstens eine von denen, die ihre besten Tage hinter sich haben, — während das ganze Leben mit all seinen Reizen noch vor Dir liegt," fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Hat Ihnen mein Spiel gefallen, lieber Vater?" fragte Margot, indem sie aufstand und an den Sessel trat, auf welchem der Graf in ausgestreckter Stellung mehr lag als saß. „Glauben Sie wirklich, daß ich einige Anlage zur Musik habe?"

„Da fragst Du mich wirklich zu viel, Närrchen," lächelte der Graf, indem er mit Wohlgefallen die zierlich schlanke Gestalt und das anmuthige Gesicht seiner Tochter betrachtete; „darüber muß Dir Herr Arnaud Auskunft geben. Aber wozu diese Frage?"

„Ich habe eine Bitte an Sie, lieber Vater, eine recht große Bitte, aber ich fürchte, Sie werden mir zürnen."

„Wenn Du mich so freundlich ansiehst, Margot, werde ich Dir nie zürnen, sondern Dich stets lieben, mein Kind. Aber ist es denn etwas so Gefährliches, warum Du mich bitten willst?"

„Das nicht, Vater," erwiederte sie, indem sie die langen dunkeln Wimpern herabsenkte und mit den kleinen zierlichen Händen verlegen an den Quasten ihres

Gürtels zupfte, „ganz und gar nicht; ich wollte Sie nur bitten, mir zu erlauben, daß ich Orgel spielen dürfe."

„Ich hatte nach dieser feierlichen Einleitung wirklich etwas Außerordentliches erwartet," lächelte der Graf, „und nicht geglaubt, daß es eine bloße Thorheit wäre. Orgel spielen! Ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, noch ein Kind, wie Du eben bewiesen hast, sich hinsetzen und mit Händen und Füßen arbeiten, um — nein, nein, Margot, schlage Dir die thörichten Gedanken aus dem Sinn."

Das Mädchen blieb nach dieser Erwiederung ihres Vaters ohne zu antworten vor ihm stehen, aber der Schmerz einer getäuschten Hoffnung lag auf ihrem schönen Gesichte, und eine Thräne zitterte an den langen Wimpern ihrer niedergeschlagenen Augen.

„Wie kannst Du so thöricht sein, Kind?" fuhr der Graf fort, „wie konnte überhaupt eine so überspannte Idee in Dir aufkommen? Ich hoffe nicht, Herr Arnaud, daß Sie dazu Veranlassung gegeben haben?"

„Ich habe versucht, Ihrem Fräulein Tochter die Schwierigkeiten, welche der Verwirklichung dieses Wunsches entgegenstehen, klar zu machen," antwortete der Gefragte, „aber es ist vergeblich gewesen."

„Haben Sie Herrn Arnaud schon Orgel spielen hören, Papa?" fragte Margot, indem sie sich bemühte, ihre Aengstlichkeit zu unterdrücken; „haben Sie die

wunderbare Gewalt dieses göttlichen Instruments schon empfunden, welches Alles in sich vereinigt, was sich in Tönen ausdrücken läßt, die Fülle der Harmonie, den Gesang der menschlichen Stimmen, das Anschwellen der Töne bis zum gewaltigsten Fortissimo und das leise Vergehen derselben bis zum kaum hörbaren Hauch? Ach, ich flehe Sie an, ich habe Sie noch niemals ernstlich um Etwas gebeten, schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab, Sie würden mich sehr, sehr betrüben."

Nicht ohne Erstaunen und zugleich mit unverkennbarem Wohlgefallen hatte der Graf diese ungewöhnliche Rede seines Kindes angehört, welches ihm hier zum ersten Male nicht mehr als Kind, sondern in dem Zauber jungfräulicher Schönheit und Erregtheit erschien, einer Einwirkung, der er sich selbst als Vater nicht erwehren konnte. „Was ist denn Ihre Ansicht über diese sonderbare Idee meines Kindes?" wendete er sich an den Lehrer.

„Die Orgel, Herr Graf," erwiederte dieser, „ist ein ernstes, erhabenes Instrument, nicht geschaffen, um einer flüchtigen Neigung zur Befriedigung zu dienen. Die Orgel vermag nur fromme und gottgeweihte Empfindungen in Tönen zu verkörpern und eignet sich daher nicht dazu, von jungen Damen erlernt zu werden, selbst wenn dieselben so talentvoll sind, wie Ihr Fräulein Tochter."

„Hörst Du es, Margot?" fragte der Graf, indem er dem Lehrer einen billigenden Blick zuwarf; „die Orgel paßt sich nicht für Dich — sprechen wir also von etwas Anderem."

„Sie werden mir meine Bitte dennoch nicht abschlagen, theuerster Papa," bat Margot wieder, indem sie ihre Arme um seinen Hals legte. „Ist denn so etwas Unerhörtes, daß ein junges Mädchen Orgel spielt, wenn es ihr Vergnügen macht, besonders wenn die Verhältnisse es so ohne Hindernisse gestatten? In der Kapelle befindet sich eine schöne Orgel. Herr Arnaud wird mir den Gefallen thun, mich zu unterrichten, und wenn ich finde, daß ich nicht befähigt bin, so kehren wir zum Klavier zurück. Lassen Sie mich es nur eine kurze Zeit versuchen, Papa, ich werde vielleicht bald selbst davon zurückkommen."

Es ist immer das Klügste, in solchen Fällen nachzugeben, reflektirte der vielerfahrene Vater, die Weiber, und namentlich so unerfahrene junge Mädchen, halten einen unerfüllten, auch noch so thörichten Wunsch für etwas unendlich Werthvolles, während sie den befriedigten wie einen gebrauchten Handschuh sehr bald bei Seite legen; zudem ist es am Ende höchst gleichgültig, ob das Kind eine Zeit lang auf der Orgel herumklimpert oder nicht, sie wird es sehr bald müde werden und dabei hoffentlich ihre schwärmerischen, frömmelnden

Ideen mit in den Kauf geben. Diese und ähnliche Gedanken bewogen den Grafen, dem Wunsche seiner Tochter zu entsprechen und die erbetene Erlaubniß, obgleich mit innerem Widerstreben, zu ertheilen.

2.

Ehe wir in der Erzählung unserer Geschichte fortfahren, ist es nöthig, ein paar Worte über den Musiklehrer der jungen Gräfin von Verneuil zu sagen, da derselbe eine Hauptfigur des kleinen Dramas bildet, welches sich vor unserem geistigen Auge entwickeln soll. Charles Arnaud war der Sohn eines früher wohlhabenden, später aber verarmten Kaufmanns zu Nevers. Zuerst im Ueberflusse erzogen, dann durch den Bankerott und den Tod seines Vaters plötzlich in drückende Verhältnisse versetzt, hatte sein Gemüth von früher Jugend an sich einer Art verbitterter Resignation zugewendet, welche nur durch die fast schwärmerische Liebe zu seiner Mutter und eine ebenso leidenschaftliche Hinneigung zur Musik gemildert wurde. Die wenigen Mittel, welche der Wittwe Arnaud geblieben, hatte sie fast ausschließlich auf die Ausbildung ihres einzigen Kindes verwandt; sobald dieses aber den Knabenjahren entwachsen und zu eigenem Nachdenken gekommen war, hatte der junge Arnaud nicht nur jede Gabe seiner Mutter zurückgewiesen, sondern mit einer bewunde-

rungswürdigen Energie sich sowohl die Mittel zu seiner ferneren Ausbildung, als auch zur Unterstützung seiner Mutter verschafft.

Charles war, wie gesagt, ein bedeutendes musikalisches Talent. Nächst der Musik schien er nur seine Mutter zu lieben und alles Uebrige kalt und theilnahmlos zu erfassen. Wer ihn aber näher kannte, wußte, wie leidenschaftlich sein Empfinden war, und mit welcher durch Nichts zu erschütternden Festigkeit er seine einmal gefaßten Entschlüsse zur Ausführung brachte. Die neuen Ideen von Freiheit und gleicher Berechtigung auch der unteren Stände, der Haß gegen die bisher so rücksichtslos geübten Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, alle diese Ideen, welche wenige Jahre später die französische Revolution zum Ausbruche brachten und zu dieser Zeit noch von den Meisten und Besten des französischen Volkes getheilt wurden, hatte er mit Begeisterung sich zu eigen gemacht und nährte sie nun mit jener Leidenschaftlichkeit, welche seinem Charakter eigen war. Nur die Rücksicht auf die traurige Lage seiner Mutter hatte ihn vermocht, die Stelle als Lehrer der schönen Wissenschaften und der Musik bei dem Fräulein von Verneuil anzunehmen, da er im Stillen die Aristokraten haßte und die Tage der Vergeltung für nicht ferne hielt für all das Böse,

welches seiner Meinung nach das Volk Frankreichs von ihnen Jahrhunderte lang erduldet hatte.

Als wir ihn zuerst sahen, befand er sich bereits ein Jahr lang in dieser für ihn einträglichen und angenehmen Stelle, die ihm neben den Unterrichtsstunden hinlängliche Muße zur Fortsetzung seiner eigenen Studien ließ. Die Zeiten fingen an immer schwüler zu werden, und obgleich seit jener Unterredung zwischen dem Grafen und seiner Tochter, die wir eben beschrieben, wieder ein Jahr verflossen war, so war Arnaud doch unverändert in seiner Stellung geblieben, und wer ihn nicht sehr genau kannte, mußte glauben, daß er seine politischen Ansichten dem Zauber der Gegenwart zum Opfer gebracht habe. Denn selbst bei sehr anregenden und verlockenden Gelegenheiten hatte er sich jeder Meinungsäußerung enthalten und auch dem begründetsten Tadel über Bedrückungen oder unhaltbare Vorrechte der Adeligen weder beigestimmt, noch ihm widersprochen. Seine Mutter freute sich dieser Veränderung, denn sie liebte ihren Sohn mit all der Zärtlichkeit, mit welcher ein Weib ihr Kind zu lieben vermag, und hatte früher mit banger Befürchtung die stets wachsende politische Aufregung ihres Sohnes bemerkt. Nun schienen diese Wellen zu ebben, und sie sah mit innerer Freude, daß ihr Sohn diesen exaltirten fanatischen Menschen den

Rücken kehrte und sich gänzlich von allem Umgange zurückzog.

Seit dem Tage, wo Margot die Erlaubniß von ihrem Vater erhalten hatte, Orgel spielen zu dürfen, war, wie gesagt, ungefähr ein Jahr verflossen, welche Zeit das junge Mädchen mit ausdauerndem Fleiße und mit stets zunehmender Neigung auf die Erlernung dieses schönen und schwierigen Instrumentes verwandt hatte. Die Absicht des Grafen, sie durch die Erfüllung ihres Wunsches von dieser Thorheit, wie er es nannte, abzubringen, war mithin nicht in Erfüllung gegangen, und seine Erfahrung hatte ihn diesmal im Stiche gelassen. Im Winter, wo es in der kleinen Kapelle zu kalt war, mußte die Orgel allerdings ruhen, aber kaum zogen die ersten linden Frühlingslüfte in das schöne Thal der Loire, und dies geschieht dort schon im Februar, so saßen Margot und der junge Arnaud Morgens wieder mehrere Stunden in der Kapelle, und die Vorübergehenden blieben oft, dem Spiele lauschend, stehen, das zu so ungewohnter Zeit erklingend wie eine Mahnung aus einer anderen Welt zu ihnen herüber tönte.

Der Graf brachte fast den ganzen Sommer des Jahres 1787 in Paris zu und bekümmerte sich wenig um die Musikstudien seiner Tochter, welche während dieser Zeit ihren ungestörten Fortgang nahmen. Die damaligen Zustände Frankreichs, der stets wachsende

Haß des Volkes gegen den Adel und die Geistlichkeit, die herrschende Noth und Finanzkrisis, sowie die immer rücksichtsloser auftretenden Forderungen der unteren Stände, nahmen sowohl des Grafen, als seiner Standesgenossen ganze Thätigkeit in Anspruch.

An einem schönen Augustmorgen erblicken wir Arnaud im lebhaften Gespräch mit einem Manne auf dem Abhange eines Hügels in der Nähe des Schlosses. Der Sonnenschein lag auf dem lieblichen Thale des Avon, während die klare und elastische Luft und die zwischen den dunkeln Waldungen hell leuchtenden Stoppelfelder die ersten leisen Andeutungen des Herbstes enthielten.

„Reden Sie mir nicht von diesen Dingen," sagte Arnaud's Begleiter, ein großer, stark gebauter Mann, in leidenschaftlichem Tone, „was Sie anführen, ist Nichts als eine Beschönigung der Schwäche. Während das Volk seufzt und sich abmüht unter dem Druck dieser Elenden, während wir rastlos arbeiten, daß die Stunde der Vergeltung näher rücke, jener Tag, an dem wir Abrechnung halten wollen für die Schmach und die Erniedrigung, welche Jahrhunderte lang auf uns lasten, — vermiethen Sie sich an einen dieser Adeligen, verkaufen Ihre Freiheit, Sie, dem hundert Wege offen stehen, um sich eine selbstständige und freie Existenz zu verschaffen!"

„Sie sind zu leidenschaftlich, Danton," erwiederte Arnaud nicht ohne einige Unsicherheit in der Stimme; „ich habe für meine Mutter zu sorgen. Sie sollten das berücksichtigen, sollten erwägen, daß diese Pflichten höher stehen, als jene unhaltbaren Ideen von Volkswohl und Volksglück, welche Sie auf diesem Wege doch niemals verwirklichen werden."

„Meinen Sie?" lächelte Danton, indem ein häßlicher, spöttischer Zug seinen großen, sinnlichen Mund umspielte. „Meinen Sie, Arnaud? Wie ich diesen Zweig zerbreche und als ein todtes Reis vor meine Füße schleudere, so werden wir diese Institutionen, diesen Adel und diese Priester vernichten und zerschmettern und das Volk an seine Stelle setzen! Unsere Zeit ist nahe! Und wehe ihnen, wenn sie gekommen! Blicken Sie nach Amerika, dort tagte bereits der Morgen der Freiheit, und sein Glanz wird bald, sehr bald dies erniedrigte und geknechtete Frankreich erhellen! Dann werden Viele kommen und sagen: wir gehören zu den Eurigen; was Ihr wollt, ist recht, ist gut, ist die Nothwendigkeit, die Vergeltung; wir wollen jetzt theilnehmen an Eurem Ruhme, an Eurer Macht, hier sind wir! Aber wir werden diese Wölfe im Schafspelze von uns stoßen, die nicht den Muth hatten, mit uns zu arbeiten in den Tagen der Noth und der Gefahr. Dann, wenn es keine Grafen mehr giebt, denen Sie

sich vermiethen, und mit deren Töchtern Sie sentimentale Musikstudien treiben können, dann werden auch Sie kommen, Arnaud, aber dann wird es zu spät sein, — zu spät! Wir werden Sie zurückweisen, Sie und alle diese Lauen, welche immer erst den Erfolg abwarten, ehe sie sich entschließen zum Handeln."

„So warten Sie es ab, Danton," sagte Arnaud verletzt, „ob ich kommen werde; dann erst wird es in Ihrem Belieben stehen, mich zurückzuweisen."

„Also Sie wollen mir nicht folgen? Arnaud, Sie, ein Mann mit Ihren Talenten, mit Ihren Grundsätzen, Sie ziehen es vor, im Dienste eines Grafen von Verneuil zu bleiben, der Sie eines schönen Morgens fortjagt, wenn er in Folge einer Indigestion schlecht geschlafen hat? Ich bin Advokat in Paris geworden, ich werde für Ihr Fortkommen sorgen, Sie sollen eine reichlichere Einnahme haben, als in diesem elenden Dienst. Hören Sie auf, der Knecht eines Adeligen zu sein! Ihre Mutter soll nicht darben, darauf verlassen Sie sich, und was Sie ihr von jetzt an geben, wird nicht mehr der Abfall aus der Küche eines adeligen Prassers sein."

„Ich bleibe, Danton," entgegnete Arnaud kalt, „ich befinde mich wohl in meiner jetzigen Stellung und habe keinen Grund, sie aufzugeben."

Danton schwieg, aber sein brennender Blick ruhte

forschend auf dem Gesichte seines Begleiters, der in anscheinender Gleichgültigkeit neben ihm stand.

„So bleiben Sie," sagte er spöttisch, „ich weiß nicht, was Sie bestimmt, gegen Ihre bessere und wahre Ueberzeugung zu handeln; aber die Zeit wird kommen, wo Sie es bereuen, der Tag wird kommen, wo Sie diesen Grafen verachten und verwünschen werden, wie ich es jetzt schon thue, aber Danton wird dann nicht mehr als ein Bittender vor Ihnen stehen, sondern Sie vor ihm! — Und dann gedenken Sie dieser Stunde."

Bei diesen Worten wandte sich der leidenschaftliche Mann von seinem Begleiter ab und schritt rasch dem Abhange zu, ohne seine letzten Worte auch nur durch einen Blick des Abschiedes zu mildern. Arnaud sah seine große, antike Gestalt nach und nach in den Krümmungen des Weges verschwinden und blieb in tiefem Nachdenken versunken noch eine lange Zeit auf derselben Stelle regungslos stehen. Da ertönten leise Orgelklänge aus der nahen Kapelle und erweckten ihn aus seinen Träumereien. Seine Züge belebten sich, seine Augen begannen zu leuchten, eine Zeit lang lauschte er mit einem seligen Lächeln diesen sanften harmonischen Tönen, dann eilte er raschen Schrittes der Kapelle zu.

Margot hatte ihr sechzehntes Jahr zurückgelegt, aus der Knospe war eine halbentwickelte Blüthe geworden, und sie zeigte all die Lieblichkeit und all den Zauber,

welche Mädchen und Blumen in diesem ihrem schönsten Lebensalter entfalten. Sie saß in dem engen Chor der kleinen Kapelle, durch deren Fenster, von den farbigen Gläsern der Scheiben gemildert, die Strahlen der Sonne hineinfielen und ein sanftes Licht verbreiteten. Ihre kleinen, zierlichen Hände berührten zuweilen die vergriffenen Tasten der Klaviatur, während ihre niedlichen, von seidenen Schuhen umschlossenen Füße hin und wieder der Orgel einen tiefen Grundton entlockten, um die angegebenen Akkorde zu vervollständigen. Wenn diese leise verhallten, herrschte ein tiefes, lautloses Schweigen in dem kleinen Gotteshause, als ob unsichtbare Beter jenen Klängen lauschten. Vor ihr auf dem Pulte lagen Noten, es war das Stabat mater von Palestrina, aber sie spielte diese Noten nicht, ihre Augen hafteten träumend auf einem Punkte, und ihre Finger berührten nur zuweilen die Tasten, als ob sie mit den leisen Tönen ihre Gedanken begleiten wollte. Da hörte sie unten den Schritt eines Mannes; sie blickte nicht hinab, aber ein leises Beben durchzuckte ihren Körper, sie wußte, sie fühlte es, daß es Arnaud war. Wie gewaltsam sammelte sie ihre Gedanken und begann das vor ihr liegende Tonstück zu spielen.

„Guten Morgen, Fräulein Margot," sprach Arnaud, und sein Blick ruhte mit dem Ausdruck von Schwermuth und Hingebung auf dem jungen Mädchen, „ich

hörte Sie spielen und bin gekommen, weil Sie meiner vielleicht bedürfen."

„Wohl bedarf ich Ihrer," erwiederte sie, ihn mit ihren großen, braunen, sanften Augen anblickend, „wenn Sie ferne sind, fehlt mir Etwas, — und hier," fuhr sie zögernd und verlegen fort, „hier sind Sie mir doppelt nöthig, denn diese Stelle ist schwierig, und wenn Sie nicht bei mir sind, bin ich viel zu zerstreut, um sie richtig zu spielen."

Das Herz des jungen, unerfahrenen Mädchens lag schon lange wie ein aufgeschlagenes Buch vor den Blicken ihres Lehrers, der, selbst jung und voller glühenden Leidenschaften, schon Monate lang gegen diesen stets sich erneuernden Zauber angekämpft hatte. Deshalb war er seinem Freunde Danton nicht gefolgt, obgleich ihm die Vernunft hundertmal gerathen und befohlen hatte: entfliehe, verlaß Verneuil so eilig wie möglich, sonst wirst Du unterliegen, wirst dieses Dir sich so vertrauensvoll hingebende Kind, das Dich liebt in der Unerfahrenheit ihres Herzens und der Verkennung aller Verhältnisse, dieses Kind, das Du selbst so leidenschaftlich liebst, unglücklich machen, bis zum Tode unglücklich — und Dich dazu! Darum entfliehe, — entfliehe schnell, sogleich, jetzt, wo es noch Zeit ist! — Und warum? fragte er dann weiter; warum diesen Engel verlassen, in dessen Kinderträumen schon mein

Bild steht? Warum diese Blume meiden, jetzt, da sie zu blühen beginnt, nachdem ich sie gepflegt und gewartet, als sie noch unscheinbar und reizlos war? Warum eine Liebe aus meinem Herzen reißen, die mit den innersten Fasern desselben verwachsen ist? Wenn Margot mich liebt, und sie liebt mich, warum das Erwachen, das Wachsen, das Entzücken dieser Liebe nicht mein eigen werden lassen? Warum diesen berauschenden Becher von mir stoßen, den ein gütiges Geschick mir darreicht? Ich will sie mir verdienen, erwerben! Wenn sie mich dann noch liebt, wo sie ihrer eigenen Gefühle sich bewußt geworden ist, und mir treu bleibt, dann soll sie die Meinige werden trotz aller veralteten und verrotteten Vorurtheile, welche der nächste Westwind zertrümmern wird, der aus dem jungen Freistaat Amerika herüber weht!

Und wie dachte Margot? Sie dachte überhaupt nicht, sie empfand nur und empfand, was sie selbst nicht verstand. Nur das Eine war ihr klar, daß sie ohne Arnaud nicht sein konnte. Er war ihr nothwendig, wie die Luft zum Athmen, wie das Licht zum Sehen, aber warum dies so sei, und was daraus werden würde, darüber hatte sie nie nachgedacht.

„Und welches ist die so schwierige Stelle?" fuhr Arnaud fort, indem er auf der kleinen schmalen Bank sich dicht neben sie setzte; „wollen Sie mir nicht zeigen,

was es in Palestrina's Stabat mater giebt, das Sie nicht zu spielen vermöchten?"

„Ich will von vorn anfangen; Sie werden es dann schon selbst herausfinden."

Die einfachen, erhabenen Sätze des herrlichen Tonstückes erklangen, und seine Tonwellen erfüllten die kleine Kapelle, deren enge Räume die mächtigen Akkorde nicht zu fassen vermochten und sie im leisen Erbeben zurückgaben. Arnaud lauschte, aber nicht diesen Klängen, seine Augen hafteten mit einem begeisterten Ausdruck unverwandt auf den kleinen Händen, deren schmale zierliche Finger sich auf den Tasten bewegten, und nur zuweilen suchte sein Blick auf einen kurzen Moment das Auge der Spielenden.

Sie erbebte unter dem Einfluß dieser Blicke, und die Noten begannen sich vor ihren Augen zu verwirren. Er sah, daß sie im Begriff war, einen unrichtigen Akkord anzuschlagen, und legte seine Hand auf die ihrige — vielleicht in der Absicht, um dies zu verhindern, aber seine Hand blieb ruhen — die Töne der Orgel verstummten mitten in einem vollen Akkorde, nur ein einzelner tiefer Ton, auf dessen Taste ihr niedlicher Fuß unbewußt ruhen blieb, zog noch einen Augenblick wie klagend durch die Kapelle. Seine Hand umschloß die ihrige fester, sie fühlte einen leisen Druck, ihr jugendlich schlanker Körper begann zu beben, wie

die Rosenknospe, wenn der Hauch des Abendwindes sie berührt, ihre Augen schlossen sich und füllten sich mit Thränen, und sie mußte ihren Kopf leise an seine Brust lehnen. In dieser Brust aber, an der jetzt ihr lockiges, jugendliches Köpfchen so selig ruhte, klopfte stürmisch ein Herz, welches gar nicht mehr die Absicht hatte, in diesem Kampfe zwischen Liebe und Pflicht Sieger zu bleiben, sondern sich mit Entzücken und Wonne dieser Niederlage hingab.

„Liebst Du mich, Margot?" flüsterte er, indem er seinen Arm um ihre Taille legte und das bebende Mädchen fest an sich schloß, „liebst Du mich wirklich, wirklich so wie ich Dich liebe, mit der ganzen Kraft Deiner Seele, nicht mit der flüchtigen Neigung eines erwachenden Kindes?"

„Ich weiß es nicht, Arnaud," sagte sie, nachdem sie die Sprache wieder gefunden, indem sie mit ihren großen, noch von Thränen schimmernden Augen zu ihm aufblickte; „aber es muß wohl so sein, wie Du sagst, denn," fügte sie noch leiser hinzu, „ohne Dich möchte ich fortan nicht mehr leben, mit Dir gern in diesem Augenblicke sterben."

„Du, meine süße, liebliche Margot," sprach er und drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn, „hast Du auch bedacht, was aus all diesem werden soll, hast Du Dir die Leiden, die Kämpfe vergegenwärtigt, welche unserer

warten? Noch ist es Zeit, Du Theure! Laß mich scheiden, vergiß mich jetzt, da es noch Zeit ist."

„Ich habe an Nichts gedacht. Woran hätte ich denken sollen? Ich weiß nur, daß ich namenlos unglücklich sein würde, wenn es wieder anders werden müßte, als es jetzt ist."

„Und Du willst mir Deine Liebe, Deine Treue bewahren, von dieser Stunde an, bis zum Tode, so wie ich es Dir gelobe, hier vor dem Angesichte Gottes? Vermagst Du das, Margot? Prüfe Dich, o denke ernstlich nach, ehe Du mir antwortest!"

Ihre sanft geschlossenen Lippen öffneten sich zur Antwort, sie erhob den gesenkten Blick — und fuhr mit einem lauten Schrei aus Arnaud's Armen empor. Der Graf stand vor ihnen. Sein Auge ruhte mit einem kalten spöttischen Blick auf dem erschreckten Paare.

„Das sind also die Orgelstudien," sagte er mit einem widerlichen Lächeln, „nach welchen mein Töchterchen so leidenschaftlich verlangt hat? Ich glaube, daß sie nicht ohne Reiz gewesen, besonders für einen pflichtvergessenen Schulmeister, den ich vertrauensvoll in meine Dienste genommen und mit seiner ganzen Sippschaft gefüttert habe! Es freut mich, daß ich wenigstens noch zur rechten Zeit gekommen bin, um dieser unwürdigen Kinderei ein Ende zu machen. Wenn ich nicht den Eclat vermeiden wollte," fuhr er aufge-

regter fort, „so würde ich Ihnen zeigen, wie man solche Buben züchtigt. So sage ich Ihnen einfach: packen Sie sich! Machen Sie, daß Sie fort kommen, Elender, sonst —." Er hielt inne, weil er fühlte, daß der Zorn ihn zu bewältigen drohte.

Arnaud hatte sich während dieser Rede von seiner Bestürzung erholt und stand stolz vor dem Grafen. „Hören Sie mich, Herr Graf, ehe Sie den Stab über mich brechen und so schwere Vorwürfe auf mein Haupt häufen," sprach er. „Ich gestehe, ich bin in diesem, aber zum ersten Male in diesem Augenblick, dessen Zeuge Sie gewesen, in dem Kampfe unterlegen, den mich die Liebe zu Ihrem Kinde lange Zeit kämpfen ließ. Ich bin schwach gewesen, wo ich vielleicht hätte stark sein sollen, — aber es ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht mehr ungeschehen machen. Wir haben uns gesagt, daß wir uns lieben, und ich kann und werde nicht mehr einseitig zurücktreten. Es mögen Ihnen diese Worte anmaßend, vielleicht wahnsinnig klingen, aber bedenken Sie, daß ich den festen Willen habe, mir das Glück zu erringen, welches in der Hauptsache mir schon zu Theil geworden. Bedenken Sie, Herr Graf, daß die Zeiten sehr bald ganz aufhören werden, wo man die Heirath zwischen eines Grafen Tochter und einem achtungswerthen Bürgerlichen für das Ergebniß eines verbrannten Gehirnes hält. Ich werde mir, bis

auf den Adel, eine Stellung im Leben verschaffen, die all Ihren Anforderungen genügen soll. Erst dann werde ich Sie bitten, mir die Hand Ihres Kindes, das höchste Glück, welches mir im Leben zu Theil werden kann, zu gewähren. — Ich gelobe Ihnen das! — Seien Sie bis dahin gütig und nachsichtsvoll, Sie werden Ihr Wohlwollen keinem Unwürdigen schenken."

Die Aufregung des Zornes hatte während dieser Rede das blasse und welke Gesicht des Grafen mit einer tiefen Röthe überzogen, aber er bezwang sich und sprach mit kalter, schneidender Stimme, obgleich seine heftigste Leidenschaft, der Haß der Partei, in ihm aufloderte: „Bisher habe ich Sie nur für einen gewöhnlichen Schwächling gehalten, wie es Tausende Ihres Gelichters giebt, die sich nicht scheuen, ihren Vortheil überall zu suchen, wo er sich findet, ohne an irgend eine Pflicht zu denken; jetzt sehe ich, daß Sie auch ein gefährlicher Mensch sind, Einer von denen, die zu jener Rotte gehören, welche die Rechte unseres geheiligten Monarchen und die unsrigen mit frecher Hand zerstören wollen, um sich auf den Trümmern wohnlich und angenehm einzurichten. Hüten Sie sich, Mensch! Ich könnte dem Vergnügen, einen solchen Buben exemplarisch zu züchtigen, leicht alle Familienrücksichten zum Opfer bringen und Sie von meinen Dienern zum Schlosse hinauspeitschen lassen! Haben Sie mich verstanden? Hinaus-

peitschen! — Eilen Sie deshalb, lassen Sie es nicht darauf ankommen, welches Gefühl in mir das stärkere wird."

„Sie sind Margot's Vater," versetzte Arnaud, „ich würde ihrer nicht werth sein, wenn ich nicht dulden wollte, von Ihnen beleidigt zu werden. Darum habe ich keine andere Erwiederung, als mein Lebewohl. — Vergiß Alles, was zwischen uns geschehen, theure Margot, ich erlasse Dir die Antwort auf meine Frage! — Und Sie, Herr Graf, mögen Sie es nie bereuen, mich so schimpflich von sich gestoßen zu haben."

Er wandte sich, um zu gehen; da ergriff Margot, die bisher regungslos gestanden, seine Hand, ihre Augen leuchteten, und ihre Stimme war fest, als sie sprach: „Höre jetzt meine Antwort, theurer Arnaud, welche ich Dir zu sagen durch die Ankunft meines Vaters verhindert wurde! Ich gelobe und rufe Gott in seinem eigenen Hause zum Zeugen meines Versprechens an, Dir treu zu sein bis zum Tode, und mich durch keine Gewalt der Erde je bewegen zu lassen, eines Andern Weib zu werden!"

„Ich danke Dir, danke Dir von ganzer Seele, meine Margot! Mein Gelöbniß hast Du für die Ewigkeit!"

„Fort, fort, ungerathenes, verworfenes Kind!" tobte der Graf, „ich werde Sorge tragen, diese thörichten, närrischen Ideen aus Deinem Kopfe wieder hinauszutreiben."

3.

Arnaud hatte wenige Stunden nach dem eben beschriebenen Auftritte, ohne Margot noch einmal zu sehen, das Schloß Verneuil verlassen und sich nach Nevers begeben, wo er bei einem Advokaten arbeitete, um sich selbst zu diesem Amte auszubilden. Dabei gab er Musikunterricht und spielte in der Kirche die Orgel, wodurch er so viel erwarb, daß er sich und seine Mutter auskömmlich erhalten konnte. Obgleich er seiner Gesinnung nach zu denen gehörte, welche eine Aenderung der staatlichen und politischen Einrichtungen Frankreichs, selbst auf gewaltsame Weise, für eine Nothwendigkeit hielten, so war er doch von jener Zeit an allen derartigen Verbindungen fremd geblieben, ja er hatte sich sogar von seinen politischen Freunden gänzlich zurückgezogen, so daß diese ihn als einen Unwürdigen und Abtrünnigen betrachteten. Die immer steigende Aufregung und der zunehmende Haß gegen die bevorzugten Stände ließen ihn unberührt. Ja, der Haß hatte sich in seinem Gemüthe sogar bedeutend gemildert, obgleich die erlittene schimpfliche Behandlung von Seiten des Grafen eher geeignet gewesen wäre, ihn mehr anzuregen. Die Abwesenheit von Margot hatte die Liebe zu ihr, welche sein ganzes Herz erfüllte, wenn auch nicht vermehrt, denn dies war kaum möglich, doch

erstarkt, befestigt und mit seinem ganzen Denken und Streben in Harmonie gebracht.

In Verneuil war man nach der Entfernung Arnaud's bemüht gewesen, die thörichte Verirrung der jungen Gräfin zu einem so untergeordneten, kaum der Beachtung werthen Menschen als die Laune eines noch nicht zum Bewußtsein gelangten Kindes zu betrachten, und hatte daher das Benehmen gegen Margot in Nichts geändert. Der Graf und der mit ihm zum Besuch gekommene Sohn behandelten daher das Mädchen mit derselben Freundlichkeit wie sonst und waren sogar mehr als bisher bemüht, sie durch Zuvorkommenheit und allerlei Anregungen zu gewinnen. Arnaud's oder gar jenes Vorfalles wurde mit keiner Silbe erwähnt. Im Spätherbste beschloß der Graf nach Paris zu reisen, dort den Winter zuzubringen und Margot in die Gesellschaft einzuführen. So ungern sie diesem Beschlusse ihres Vaters Folge leistete, so hatte sie demselben doch keine haltbaren Gründe entgegenzusetzen und sah sich daher bald in eine für sie ganz fremde und veränderte Welt versetzt.

Der Glanz, der Luxus, die Masse von Vergnügungen und Gesellschaften, in denen sie sich bewegen mußte, ließen sie jedoch kalt und übten nicht einmal auf ihre Einbildungskraft einen Reiz aus. Die ungeachtet der steifen Formen überall offen zur Schau getragene

Frivolität verletzte ihr Gefühl, und sie würde sich auch ohne die Liebe, welche sie in ihrem Herzen bewahrte und pflegte, nach ihrer ländlichen Einsamkeit zurückgesehnt haben, in der sie aufgewachsen war, und an welche alle Erinnerungen ihrer Kindheit sie fesselten. Unter diesen Erinnerungen war aber eine, welche sie für alle Freuden der Erde nicht hingegeben hätte, die täglich an Kraft und Macht zunahm, ihre einsamen Stunden mit einem nie geahnten Zauber umgab und in ihren Träumen sie mit lockenden Bildern der süßesten Erfüllung umgaukelte.

Der Graf, welcher absichtlich den Einfluß der neuen Verhältnisse auf seine Tochter hatte wirken lassen wollen, sah sich daher in seinen Erwartungen gänzlich getäuscht. Margot's Theilnahmlosigkeit, ja häufig offen zur Schau getragene Abneigung gegen die Freuden der Hauptstadt, ihr zurückhaltendes, fast abstoßendes Benehmen hatte nicht verfehlt, einen unangenehmen Eindruck hervorzurufen. Man fing an, sie ungeachtet ihrer Schönheit zu vernachläßigen, ja, es waren bereits von jenem Theile der Gesellschaft, welcher darnach hascht, Gegenstände des Witzes und Spottes zu finden, Urtheile über sie gefällt, die das Schlimmste befürchten ließen. Dieses Schlimmste war die Lächerlichkeit. Hätte man ihre Tugend angegriffen, sie einiger kleinen galanten Liebesintriguen beschuldigt, so würde sie nur um so interessanter,

um so gesuchter geworden sein — aber sie zum Gegenstande des Spottes, jenes damals herrschenden cynischen Witzes werden lassen, hieß sie lebendig begraben. Dies fühlte der Graf und wurde darin durch seinen Sohn noch mehr bestärkt, welcher der Schwester stets fern gestanden, sie niemals geliebt hatte und sie nach jenem ihm mitgetheilten Vorfalle mit Gefühlen betrachtete, die zwischen Mitleid und Verachtung schwankten.

Das Resultat der zwischen Vater und Sohn gepflogenen Berathung war, das Kind zu verheirathen. Man hatte es sich klar gemacht, daß eine Heirath die romantischen Ideen des in ländlicher Einsamkeit aufgewachsenen Mädchens am besten neutralisiren würde, daß selbst eine heimliche Fortsetzung jener Liebelei in der Ehe der jungen Frau Nichts schaden, sie vielmehr um so interessanter machen, daß es dann aber jedenfalls zu den Sorgen und Pflichten des Gemahls gehören würde, die Aufführung und das Benehmen seiner Gattin zu bewachen. Wenn auch die Güter des Grafen auf den Sohn vererbten, so war doch das Allodialvermögen des Ersteren von dem Umfange, daß die junge und schöne Gräfin mit einer Revenüe von 20,000 Livres, wenn nicht einen außergewöhnlichen, doch immer einen begehrenswerthen Gegenstand der Bewerbung bilden konnte.

Man unterzog die Reihe der Konkurrenten einer

genauen Prüfung und fand endlich in dem Vicomte de Securière eine passende Person, um diesen Verlegenheiten ein möglichst baldiges Ende zu machen. Der Vicomte war vierzig Jahre alt, hatte seine Jugend genossen, einen Theil seines Vermögens vergeudet, jedoch noch so viel übrig behalten, um im Verein mit Margot's Rente standesgemäß leben zu können. Man wußte ferner, daß der Vicomte nunmehr die ernstliche Absicht habe, sich zu vermählen, er war von altem Adel, und wenn man durchblicken ließ, daß es nicht außer der Möglichkeit liege, daß er den in diesen unruhigen Zeiten manchen Gefahren ausgesetzten, ohnehin brustleidenden Bruder dereinst beerben, und daher er selbst oder seine Kinder leicht in den Genuß der umfangreichen Güter des Grafen treten konnten, so hoffte man auf einen günstigen Abschluß der anzuknüpfenden Verhandlungen. In der Hauptsache war man hierbei auch von ganz richtigen Voraussetzungen ausgegangen, der Vicomte fühlte sich durch das ihm in zarter Weise mitgetheilte Projekt geehrt, die Schönheit und Jugend des Mädchens sagten seiner Natur zu, nur fand er die Renten zu unbedeutend und wußte zur Begründung dieser Ansicht so Vieles und Gewichtiges anzuführen, daß man endlich nach längerem Unterhandeln übereinkam, die Rente bis auf 30,000 Livres zu erhöhen. Das Geschäft war mithin zur beiderseitigen Zufriedenheit

abgemacht, und es blieb nur noch übrig, Margot davon in Kenntniß zu setzen und den Heirathskontrakt aufnehmen zu lassen.

Das Erstere geschah durch den Grafen, und zwar zuerst in sanfter, überredender Form, dann mit Anwendung der ganzen väterlichen Autorität. Beides blieb jedoch gänzlich ohne den gewünschten Erfolg. Margot erklärte mit einer durch Nichts zu erschütternden Festigkeit, daß sie Arnaud Treue gelobt und sich zu keiner Heirath mit irgend einem anderen Manne zwingen lassen werde. Von Bitten ging man zu Drohungen über, welche man, so weit dies ohne Aufsehen zu erregen möglich war, auch zur Ausführung brachte. Margot, welche Allem, was man über sie zu verhängen für nöthig fand, eine stille leidende Ergebung entgegensetzte, blieb jedoch fest, und es war nicht zu umgehen, den auserwählten Bräutigam vorläufig in Kenntniß zu setzen, daß der leidende Gesundheitszustand der Braut einen Aufschub der Vermählung nothwendig mache. Dieser fand sich bewogen, Margot einen Krankenbesuch abzustatten, fand sie zufällig allein und hörte nun mit Erstaunen und Verwunderung ihre bestimmte und entschiedene Weigerung, von der er keine Ahnung gehabt hatte. Dem gewandten und erfahrenen Mann wurde es nicht schwer, die Ursachen dieser Abneigung zu erforschen, denn als er mit der Heuchelei des Vertrauens

und Mitgefühls sie um näheren Aufschluß bat, erzählte ihm das unerfahrene und unschuldige Mädchen, die ohnehin auf ihre Liebe stolz war, Alles, was er zu wissen wünschte.

Dies veranlaßte den Vicomte, dem Grafen einen Absagebrief zu schreiben, welcher unter Anderem auch die höhnische Bemerkung enthielt, wie sehr er bedaure, nicht früher von dem bis zum gegenseitigen Verlöbniß gediehenen langjährigen Liebesverhältnisse der jungen Gräfin mit ihrem Lehrer Kenntniß gehabt zu haben, weil er dann dem Herrn Grafen von vornherein die Erklärung gegeben haben würde, daß seine Grundsätze und seine Gutmüthigkeit es ihm nicht gestatteten, den so lebhaft geäußerten Wünschen seiner Fräulein Tochter durch seine Person hindernd in den Weg zu treten.

Was man zu verhindern bemüht gewesen, war nun dennoch, und zwar in weit größerem Umfange, geschehen. Der Vicomte hatte seine Freunde über die Ursachen des Bruches der zwischen der jungen Gräfin von Verneuil und ihm projektirten Heirath aufgeklärt, und die Geschichte war daher bald, und zwar wie gewöhnlich vergrößert und entstellt, in Aller Munde. Das Mädchen der höheren Stände, welches sich so weit vergessen, vor ihrer Verheirathung mit einem Organisten oder Schulmeister oder einem ähnlichen Subjekte eine förm-

liche Liebschaft zu unterhalten, sich heimlich mit ihm zu verloben, sogar diese Verirrung noch jetzt festzuhalten und deshalb ihre Zustimmung zu einer standesmäßigen Verheirathung zu versagen, konnte in den Cirkeln des Hofes und Adels nicht mehr erscheinen, und dieser Makel der Tochter übertrug sich sichtbar auf den Vater, ja selbst auf den Bruder, obgleich Beiden sonst in keiner Beziehung Etwas vorzuwerfen war. — Der väterliche und brüderliche Zorn loderte daher auch, nun durch keine Rücksichten mehr gefesselt, in vollen Flammen auf.

„Niemals hättest Du diese Närrin nach Paris bringen sollen, Vater," tobte der junge Graf, „die jetzige Zeit, wo man Alles hervorsucht, um dem Adel zu schaden, wo die Canaille uns gleich einer Meute bissiger Hunde umstellt hält, auf den Augenblick lauernd, ihre Zähne einzuschlagen, ist wahrlich nicht geeignet, um uns durch derartige nichtswürdige Narrheiten eines verrückten Mädchens lächerlich zu machen! Man wird am Ende glauben, die Erziehung trage die Schuld, man wird uns zu denen zählen, deren Treue zweifelhaft geworden, und wähnen, dies Alles sei bei der Tochter nur das Resultat der Gesinnungen, welche sich bei ihr im Umgange mit ihrem Vater und Bruder ausgebildet. Hast Du die spöttischen Blicke gesehen, Vater,

mit denen man uns betrachtet, hast Du bemerkt, wie man sich von uns zurückzieht, wie selbst der Hof und Ihre Majestät die Königin mich kalt behandelt hat?"

„Du siehst zu schwarz, mein Sohn," antwortete der Graf, indem er eine Prise nahm, „ich habe von alle dem Nichts gesehen. Was Du sagst, ist Nichts als ein Erzeugniß Deiner lebhaften Einbildungskraft, welche meine Frau ihren Kindern als ein unglückliches Erbtheil hinterlassen zu haben scheint. Aber ich verkenne die Folgen dieses Ereignisses keinesweges. Ich glaube mit Ehren alt geworden zu sein und werde nicht dulden, daß auf dem alten Namen der Grafen von Verneuil ein Makel ruhe. Und darum, das sehe ich ein, muß Etwas geschehen, um die Sache wieder in die richtige Bahn zu bringen."

„Das ist leicht gesagt, aber schwer ausgeführt. Wir haben, dächte ich, den entschiedenen Willen dieses kaum erwachsenen Kindes hinlänglich kennen gelernt. Sie wird nie in eine Heirath willigen, auch möchte es schwer werden, jetzt noch einen passenden Freier zu finden. Wäre sie gestorben — wir würden Trauer anlegen, aber nur das Wappen, nicht die Ehre der Grafen von Verneuil würde mit einem Flore umgeben sein!"

„Gestorben ist sie nicht, mein Sohn, auch können wir sie nicht tödten, aber wir können sie an einen Ort bringen, wo sie für die Welt todt ist und Zeit und

Muße haben wird, über ihre Thorheiten nachzudenken — in ein Kloster."

„In ein Kloster? Ja, Vater, das ist ein Ausweg, der richtige und zweckmäßige Ausweg! Aber wird sie gehen?"

„Sie wird, — mit oder gegen ihren Willen, darüber beruhige Dich, mein Sohn. Ich werde die väterliche Gewalt hier zur vollen Geltung bringen."

Der Bruder beruhigte sich wirklich, ja, sein Gemüth heiterte sich von diesem Augenblick wieder auf bei dem trostreichen Gedanken, daß die Verirrung seiner Schwester und mit ihr sie selbst fortan für immer hinter den Mauern eines Klosters begraben sein würde.

Der Graf schritt sofort zur Ausführung seines Planes. Wir wollen die Scene zwischen ihm und Margot nicht ausführlich schildern, welche die unnatürliche Verirrung eines dem Grabe nahen alten Mannes bloßlegte, der das Lebensglück seiner kaum der Kindheit entwachsenen blühenden Tochter veralteten, im Absterben begriffenen Standesvorurtheilen zum Opfer brachte. Er ließ ihr die Wahl, ob sie freiwillig mit seinem Segen oder unfreiwillig mit seinem Fluche das Kloster wählen wolle, und sie entschied sich, nachdem sie die ihr gelassene kurze Bedenkzeit unter Thränen und Schmerz zugebracht, für das Erstere. Der Kampf ihrer Seele zwischen der Liebe zu ihrem Verlobten und

den Pflichten gegen ihren Vater vermittelte sich in der schwärmerischen Idee, daß sie Beiden genüge, wenn sie die Braut des Himmels werde. So halte sie ihr Gelöbniß und bewahre den kindlichen Gehorsam. Die Einsamkeit, die stete Beschäftigung mit Gott, die Uebung der Pflichten des Wohlthuns und der Barmherzigkeit, das Alles erschien ihr so lockend, so ruhe- und glückverheißend nach den stürmischen, ihr innerstes Gefühl verletzenden Aufregungen der letzten Zeit, daß sie mit Ergebung, ja fast mit Sehnsucht dem Augenblicke entgegen sah, wo sie Paris verlassen und dem friedlichen Hafen ihrer künftigen Heimath zueilen würde.

Es lag durchaus nicht im Plane des Grafen, diese Sehnsucht oder die günstige Gemüthsstimmung seiner Tochter in irgend einer Weise erkalten zu lassen. Die nöthigen Maßregeln wurden auf das Schleunigste getroffen. Nachdem man in der Aebtissin des Klosters St. Leger bei Autun, einer entfernten Verwandten des Grafen, die geeignete Person zur geistlichen Pflege und zugleich zur sicheren Bewachung Margot's gefunden zu haben glaubte, nachdem man ferner den Dispens des Erzbischofs zum Erlaß des Noviziates sich verschafft, brachte der Graf seine Tochter selbst nach St. Leger und verweilte dort, bis die Einkleidung der jungen Nonne mit der üblichen Feierlichkeit vollzogen war, nach welchem Akte er beruhigt und heiter nach Paris

zurückkehrte, um nun in gewohnter Weise und völlig rehabilitirt seine Stellung in der Gesellschaft wieder einzunehmen.

4.

Arnaud lebte in dieser Zeit still in Nevers. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, das höchste und einzige Ziel seines Lebens, den Besitz Margot's, zu erringen. Mit unermüdlichem Fleiße lag er daher den juristischen Studien ob, und wenn er dann Abends müde und geistig ermattet in seiner einsamen Kammer saß, malte er sich die Bilder der Zukunft in lachenden glänzenden Farben aus. Er hoffte dabei viel von der politischen Aufregung, welche sich täglich vermehrte und mit jedem neuen Siege ihre kühnen Wünsche steigerte. Da brachte eines Abends der Postbote einen Brief, und er erblickte in der Aufschrift die ihm so wohlbekannten Schriftzüge seiner geliebten Schülerin. Lange hielt er den Brief in seinen vor Aufregung bebenden Händen, ehe er es wagte, das Siegel zu lösen. Dann endlich las er.

„Zürne mir nicht, geliebter Arnaud, daß ich Dir schreibe; es ist der erste und — ach, auch der letzte Brief, den Du von mir empfangen wirst. Wenn Dein Auge auf diesen Zeilen ruht, welche ich jetzt im tiefsten Schmerz meiner Seele und während meine Thränen

darauf niederfallen, schreibe — dann sind wir für die Dauer dieses irdischen Lebens bereits unwiderbringlich geschieden. Ich bin dann nicht mehr Deine Braut, sondern die Braut des Himmels, denn ich habe mein Gelübde im Kloster zu St. Leger bereits abgelegt. O, zürne mir nicht, mein theurer Arnaud — noch darf ich Dich ja so nennen! — Ich habe meinen Schwur nicht gebrochen, ich habe standhaft die Einwilligung zur Verheirathung mit einem anderen Manne versagt; aber hatte ich ein Recht, dem Willen meines Vaters entgegenzutreten, welcher es für die Ehre seiner Familie für nothwendig hält, daß ich in das Kloster gehe, und mit seinem Fluche droht, wenn ich mich weigere? Laß mir den Trost, den einzigen Trost, daß ich recht gehandelt, und daß Du, wenn auch voller Leid und Schmerz, meinen Schritt billigst. Ich will Gott und unsern Erlöser anflehen, ich will die heilige Mutter der Schmerzen demuthsvoll bitten, daß sie es mir gestatten, die Liebe zu Dir in meinem Herzen behalten zu dürfen, welche ja nun keine Sünde mehr sein kann. So lebe denn wohl, mein Arnaud, lebe wohl, bis diese kurze Pilgerfahrt vorüber ist. — Gott wird sie nicht zu lange währen lassen! Dann sehen wir uns wieder, und die göttliche Liebe wird uns dort gewähren, was sie uns hier in ihrer Weisheit versagt hat. Bis dahin sagt Dir hiermit Lebewohl — Deine Margot."

Wie ein Blitz aus heiterer Luft zerstörte dieser Brief plötzlich alle Hoffnungen Arnaud's, der Zweck seines Lebens schien ihm vernichtet, und er gab sich der trostlosesten Verzweiflung hin. Lange lag sein Haupt niedergebeugt auf seinen Händen, und nur das oft wiederholte krampfhafte Schluchzen des Weinenden unterbrach die Stille der kleinen einsamen Kammer, worin ihn allein die Dämmerung des Abends aufsuchte. Als der erste Schmerz ausgetobt, entwarf er die abenteuerlichsten Pläne, um Margot aus dem Kloster zu befreien und mit ihr in ein fremdes, fernes Land zu fliehen. Er beschloß sogleich aufzubrechen, die Lage des Klosters zu erspähen und die weiteren Maßregeln vorzubereiten.

Er wanderte die ganze Nacht hindurch. Es war eine stille, ruhige Herbstnacht, die Sterne blickten klar und glänzend auf die schlummernde Erde herab, der Nachtwind spielte leise mit den abgefallenen Blättern. In dem stürmischen Herzen des einsamen Wanderers wurde es ruhiger, seine zur Schwärmerei geneigte Seele fand Trost in dem Gedanken, daß Margot ihm dennoch und nur ihm allein gehören würde, wenn er sie auch nicht besitzen könne, und gewichtige Zweifel stiegen in ihm auf, ob sie auch das Kloster wieder verlassen würde. Diese Zweifel mochte er sich selbst nicht beantworten, obgleich sie eigentlich schon aufgehört hatten, noch Zweifel zu sein. — Er ging weiter mit

beschleunigtem Schritte — denn vor Allem wollte er das Kloster sehen, worin sie jetzt weilte. Als die Sonne mit der jener Jahreszeit eigenen Klarheit emporstieg, befand er sich auf einer Anhöhe unweit des Avon, den er überschreiten mußte, und erblickte in der Ferne die Thürme von Verneuil. O, wie lebten da all die alten Erinnerungen wieder auf, wie vergegenwärtigte er sich jene harmlos glücklichen Tage, welche er dort im Umgange mit Margot verlebt hatte! Alles, auch das Unbedeutendste, wurde nun für ihn ein wichtiges Ereigniß; er sah das spielende Kind, die sich entwickelnde Jungfrau, ihre täglich wachsende Lieblichkeit und Zuneigung zu ihm, er erblickte die Orte, wo er so oft mit sich selbst gegen diesen Zauber gekämpft, um ihm dennoch endlich zu unterliegen! Die Fenster der kleinen Kapelle, welche jetzt hell zu ihm herüber leuchteten, wie mahnten sie ihn an den schönsten und zugleich schrecklichsten Augenblick seines Lebens! In dem Rauschen des Morgenwindes glaubte er die Klänge der Orgel zu vernehmen; deutlich hörte er die feierlichen Akkorde von Palestrina's Stabat mater, bis sie plötzlich abbrachen, in einem Augenblick, wo —.

Er vermochte dieses Spiel der Phantasie nicht länger zu ertragen und eilte schnell den Abhang hinab. Nach einer kurzen Rast erreichte er gegen Abend die Höhe des Beuvron und erblickte tief unter sich in einem

waldigen Thalkessel das Kloster St. Leger. Aus ihrer stillen ruhigen Abgeschiedenheit leuchteten die weißen Gebäude und die vergoldeten Kreuze der Thürme empor zu der kahlen, heidebewachsenen Bergspitze, auf welcher er jetzt stand, regungslos, wie ein dunkles Bild aus Stein. Die wilden, grell beleuchteten und tiefbeschatteten Gebirgswellen, über die sein Blick schweifte, glichen den unruhigen, stürmischen Wogen seines Herzens, und wie der einzige freundliche und friedliche Punkt der weiten Gegend das unten im stillen Thale ruhende Kloster war, so war auch der Gedanke, daß sie, die er so unendlich liebte, und die ihm für immer verloren sein sollte, dort unten hinter jenen Mauern weile, daß sie seiner vielleicht gerade jetzt im stillen Gebet gedenke und Gott bitte, ihr die Liebe zu ihm nicht zur Sünde anzurechnen — der einzige und alleinige Trost, welcher die Schmerzen seiner Seele milderte.

Die Nacht zog schweigend heran, deckte zuerst die Thäler zu und umhüllte dann mit ihrem dunkeln Mantel auch den einsamen Wanderer auf der Höhe des Gebirges. Er stieg in das Thal hinab und setzte sich unfern des Klosters in den tiefen Schatten einer großen Linde. Gegen Morgen drang der Gesang der Hora zu ihm herüber, er lauschte mit verhaltenem Athem, er glaubte Margot's Stimme zu unterscheiden. Dann wurde es wieder still und ruhig und auch ruhiger in

seinem Innern. Nein, flüsterte er leise vor sich hin, sie wird nicht mit mir gehen! Ich würde sie nicht so geliebt haben, nicht so lieben, müßte ich mir nicht sagen: sie wird nicht mit mir gehen! Soll ich noch einmal ihren Frieden stören, noch einmal mit rücksichtsloser Hand in ihr Leben greifen? Würde ich ihrer werth sein, würde ich sie so lieben, wie sie mich liebt? Nein, aus diesem Kampfe wenigstens will ich als Sieger hervorgehn und den Deinen Dir nicht erschweren, Du meine theure, geliebte Margot! — Noch mehrere Tage hielt er sich in der Nähe des Klosters auf und saß allnächtlich unter der Linde. Er wollte Margot nur noch einmal wiedersehen, ohne daß sie seine Anwesenheit erfahren sollte. Aber der Zufall versagte ihm auch diese Gunst, sie wurde streng bewacht, und er kehrte endlich, ein resignirter Mann ohne eigentlichen Lebenszweck, ohne Wunsch und ohne eine belebende Hoffnung, nach Nevers zurück.

Dort lebte er lediglich seinen Studien, der Musik und den Erinnerungen an Margot.

Inzwischen zogen sich die Wolken am politischen Horizonte immer enger zusammen, der König sah sich ein Jahr später genöthigt, die Notabeln des Reiches zusammen zu rufen und im Jahre 1789 endlich die Reichsstände, welche sich sehr bald in die konstituirende Versammlung verwandelten. Die großartigen Arbeiten

dieser denkwürdigen Versammlung sind bekannt, ebenso bekannt die Ereignisse, welche während ihrer zweijährigen Dauer stattfanden. Die Bastille war erstürmt, das absolute Königthum in ein sehr beschränktes konstitutionelles verwandelt, die Flucht des Königs vereitelt, die Aufhebung der Zehnten, die Einziehung der geistlichen Güter, die Abschaffung der Titel verfügt, — kurz alle jene großen Umgestaltungen des alten Frankreichs waren im Wege der Gesetzgebung von einer Versammlung ausgeführt, die es verstanden hatte, ebensowohl das unbeschränkte Königthum zu beugen, als die Revolution niederzuhalten. Die Konstitution war von König und Volk aufrichtig beschworen, die Revolution schien beendet. Aber wie trügerisch dieser Schein war, lehrt uns die Fortsetzung der Geschichte jener denkwürdigen Zeit. Niemand fühlte sich im Innern befriedigt; Diejenigen, welche einen Theil ihrer Rechte oder ihres Einkommens oder ihrer Würden eingebüßt, der Adel, die Geistlichkeit, die Offiziere der Armee waren unzufrieden und suchten eifrig und auf verschiedenen Wegen das Verlorene wiederzugewinnen. Die Masse des Volks dagegen, welche die Vortheile jener Maßregeln genoß, begnügte sich nicht mit diesen leichten Erwerbungen, sondern verlangte mehr. Die Aufregung der Gemüther, die Erbitterung der Parteien stieg mit

jedem Tage, und die Kämpfenden waren schon nicht mehr die Aristokraten und Konstitutionellen, sondern die Konstitutionellen und Republikaner.

In anscheinend theilnahmloser Ruhe hatte Arnaud während dieser Zeit in Nevers fortgelebt, bis ihn das Dekret über die Einziehung der Kirchengüter daraus plötzlich emporschreckte. Weil dadurch die Einnahmen der Klöster aufhörten, so konnten diese nicht mehr bestehen, und ohne gerade die Aufhebung auszusprechen, stellte man es jedem Mönche und jeder Nonne frei, das Kloster zu verlassen und ihr Gelübde als aufgehoben zu betrachten. Die Kommissarien, welche diese Maßregeln auszuführen hatten, reisten in den Provinzen umher, und Arnaud ermittelte bald den Termin, wo dieser Akt in St. Leger vorgenommen werden sollte.

Seit Margot's Eintritt waren jetzt zwei Jahre verflossen; während dieser Zeit hatte Arnaud Nichts von ihr gehört, nur durch einen in der dortigen Gegend wohnenden Vertrauten hin und wieder die Nachricht erhalten, daß es der Schwester Beata wohl gehe. Der Graf lebte zurückgezogen und ganz still in Verneuil, während sein Sohn sich in Paris unter der nächsten Umgebung des Königs befand, und als Theilnehmer jenes Gastmahls der Leibgarden in Versailles häufigen und mannichfachen Gefahren ausgesetzt gewesen war.

Es war an einem regnichten, stürmischen November-

morgen des Jahres 1790, als der Kommissar der konstitutionellen Regierung Frankreichs mit einer breiten Schärpe geziert, welche die neugeschaffenen Farben der Nation zeigte, von einem kleinen Gefolge, aber einer ziemlich bedeutenden Volksmasse begleitet, vor dem Thore des Klosters St. Leger erschien und ungehindert durch dasselbe bis in das Refektorium schritt. Hier fand er die Aebtissin und sämmtliche Nonnen in ihrer Ordenstracht. Das Dekret wurde verlesen, den Anwesenden angekündigt, daß sämmtliche Einkünfte des Klosters vom künftigen Tage an der Nation gehörten und in die Kassen des Staates flössen, daß die Nonnen mithin das Kloster verlassen möchten und von jedem Gelübde sich als entbunden betrachten könnten. Darauf begannen einige kurze Verhandlungen, deren Ergebniß war, daß fünf Nonnen sich zu entfernen weigerten, die übrigen aber nebst der Aebtissin am andern Tage das Kloster zu verlassen versprachen.

Im Ganzen hatte der Akt durchaus nichts Feierliches oder Ergreifendes. Die Nonnen fügten sich anscheinend nicht ungern in die unvermeidliche Nothwendigkeit, und die Klöster waren dem Volke schon zu lange ein Gegenstand theils des Hasses, theils des Neides gewesen, um bei der jetzt herrschenden und alle übrigen Interessen verdrängenden politischen Aufregung hier irgend ein Mitgefühl rege zu machen.

Am Abend ging es im Kloster recht heiter und ungenirt zu; der Kommissar mit seinem Gefolge übernachtete dort, die Nonnen, wenigstens die meisten von denen, welche gehen wollten, an deren Spitze die strenge Aebtissin, betrachteten sich jetzt schon, obgleich noch in den alten Räumen, als jedes geistlichen Zwanges bar und gaben sich den lang entbehrten Freuden einer Unterhaltung mit Männern gern und ungenirt hin. Auch Arnaud befand sich unter dem Gefolge des Kommissars, aber vergebens suchte er Margot. Er erfuhr, daß sie zu den Fünfen gehöre, welche es vorgezogen, zu bleiben, und sich wie gewöhnlich auf ihrer Zelle befinde. Als man am andern Morgen ziemlich spät die Fortsetzung der amtlichen Handlungen wieder begann, hielt der Kommissar sich verpflichtet, den fünf renitenten Nonnen zu eröffnen, daß man ihnen den ferneren Aufenthalt in dem Kloster so lange gestatten wolle, bis dies selbst zu National-Zwecken verkauft werden würde, daß dies aber nahe bevorstehend sei, und sie daher wohl thäten, schon jetzt mit den Uebrigen sich zu entfernen. Da sie jedoch standhaft auf ihrer Weigerung verharrten, wurde dem zur Bewachung der Klostergebäude angeordneten Kastellan befohlen, diesen Damen nur ihre Zellen und das Refektorium zu öffnen, sonst aber Alles, auch die Kirche, unter Schloß und Riegel zu halten. — Wenige Stunden darauf zogen Alle ab, die Kommission und

die Nonnen, der Lärm verstummte, und es wurde wieder still und ruhig in den Räumen, welche bisher nur die leisen Stimmen der Nonnen oder ihren der Verehrung Gottes geweihten Gesang gehört hatten.

Margot lehnte sinnend an einer der niedrigen Steinsäulen des Kreuzganges, da stand Arnaud vor ihr. Ungeachtet der verhüllenden und unkleidsamen Klostertracht sah er doch sogleich, daß sie in den zwei Jahren viel schöner geworden. Die halb entwickelte Knospe war nun eine aufgeblühte Blume. Ihr blasses Gesicht färbte sich mit dunklem Purpur, als sie ihre großen braunen Augen vor seinem Blicke niederschlug, ihre Knice zitterten, und sie wäre umgesunken, wenn sie sich nicht an den Pfeiler gestützt hätte.

„Margot, Margot,“ sprach er mit leiser, bebender Stimme, „meine theure, geliebte Margot, sehen wir uns endlich wieder? — Du antwortest nicht, Du freuest Dich nicht?“ fuhr er fort, indem er versuchte ihre Hand zu ergreifen; „Du bist erwacht zu neuem Leben, Margot! Die Fesseln, welche Dich banden, der Zwang, den man Dir aufgedrungen — Alles, Alles ist vorüber, fort! Du bist frei! Fasse es doch, Margot, frei! Bei mir, bei Deinem Verlobten! Die Hindernisse, welche man uns entgegenstellte, stürzen zusammen in dem Sturm einer neuen glücklichen Zeit! Komm, komm, was zögerst Du noch? Wirf diese Gewänder eines trügerischen

Glaubens, diese Zeichen geistiger Knechtschaft von Dir, welche Deine Schönheit, Deine Lieblichkeit entstellen, — und komme, komm! Ich führe Dich hinaus aus diesen Mauern, wo Deines Bleibens doch nicht lange sein kann! O, gedenkst Du noch der Stunde in der Kapelle, gedenkst Du noch Deines Schwures, meine süße Braut?“

Es währte eine Zeit lang, ehe Margot auf diese leidenschaftliche Anrede eine Erwiederung zu finden vermochte, und der Kampf ihrer Seele spiegelte sich in ihren schönen Zügen, als sie mit niedergeschlagenen Augen zu ihm redete:

„Deine Worte schmerzen mich, Arnaud, warum sprichst Du so zu mir, zu mir, von der Du weißt, daß ich Gott gelobt, ihm anzugehören für die Dauer dieses Lebens? Warum reißest Du die Wunden meines Herzens wieder auf, welche sich kaum geschlossen? Mein Gelöbniß habe ich Dir treu gehalten, Du weißt es. Bist Du gekommen, um mich meineidig zu machen an einem späteren, welches ich Gott geleistet? Ihm, der überall ist, der auch Deine Worte gehört, welcher die Greuel und Thorheiten dieser fanatischen Menge in seiner Weisheit geschehen läßt, vielleicht um Diejenigen zu prüfen, welche geschworen haben, nur Ihn zu lieben und Ihm zu dienen. Würdest Du meinen Worten, meinen Schwüren ferner noch glauben können, wenn

ich jetzt ein heiliges Gelübde bräche, welches ich dem Höchsten dargebracht?"

„Margot," unterbrach sie Arnaud in leidenschaftlichem Ton, „könntest Du wirklich an diesen nur vom Eigennutz und von den Herrschaftsgelüsten der Priester erdachten Vorurtheilen festhalten wollen? An Vorurtheilen, die von dem Morgenroth einer neuen aufgeklärten Zeit in ihr Nichts zusammenstürzen? Könntest Du wirklich glauben, es sei Gott wohlgefällig, Dein Leben in der verfehlten Bestimmung einer Nonne zu vertrauern, einer Bestimmung, zu welcher Dich ein unnatürlicher Vater und ein hartherziger Bruder aus egoistischen Gründen gezwungen haben? Muß Dir Dein Herz, selbst Dein Verstand nicht sagen, die Bestimmung des Weibes sei eine andere — die Liebe — die Liebe zu ihrem Manne, zu ihren Kindern, von der die Liebe zu Gott unabhängig besteht, weil sie erhabener und heilig ist? Gott verlangt nicht Dein irdisches Dasein! Er verlangt, er will, daß Du Deine Bestimmung erfüllst, das allein ist ihm wohlgefällig, deshalb hat er Dich so erschaffen, wie Du bist, mit all' den Wünschen und Trieben Deines Herzens! Wie grausam würde er sein, wollte er Anderes von Dir verlangen."

„Mein Herz sagt mir, Arnaud," erwiederte Margot mit fester Stimme, indem sie ihre klaren Augen zu ihm

aufschlug, „daß es ein großes Unrecht, eine schwere Sünde ist, einen Schwur zu brechen. Gott hat diesen Schwur gehört und empfangen. Nie, niemals werde ich ihn verletzen! Seine große Gnade hat mir gestattet, Dich neben ihm zu lieben, denn er hat Ruhe und Frieden in mein Herz gesenkt, obgleich er weiß, daß Du darin geblieben. O, versuche es nicht, meine Treue wankend zu machen! Es betrübt mich! Dein Bild, mein theurer Arnaud, würde weniger hell in meiner Seele stehen. Begnüge Dich mit dem Bewußtsein, daß die Liebe zu Dir unverändert in mir lebendig geblieben ist und bleiben wird, aber verlange nicht mehr, versuche nicht, mich zum Treubruch zu verleiten, Du würdest mir nur Schmerz bereiten und, selbst wenn es Dir gelänge, was niemals geschehen wird, uns Beide unglücklich machen."

Arnaud, der die Festigkeit Margot's kannte, verzweifelte an dem Erfolge — all' seine Hoffnungen waren wieder auf einmal zerstört. Noch immer hielt er ihre Hand, die sie ihm gelassen, und so standen sie eine längere Zeit schweigend, ohne dem Kampfe ihrer Seele Worte zu geben.

„Ich wußte es," sagte dann Margot leise, indem sie ihn voll inniger Liebe anblickte, „ich wußte es, daß Du mir Deine Liebe unverändert erhalten hast, und nur ein kurzer Irrthum Dich bethören könnte, zu verlangen,

ich solle Deiner unwerth werden. Ich danke Gott, daß er mir diesen Trost, dieses Glück unverkümmert gelassen!"

„Margot, Margot," rief Arnaud in neuer leidenschaftlicher Aufwallung, „dies wäre wirklich Dein letzter, Dein unabänderlicher Entschluß?"

„Laß uns scheiden, mein theurer Freund," entgegnete sie mit sanfter, bittender Stimme, „ich bitte Dich darum, ermanne Dich, Arnaud, es hat sich Nichts geändert! — Wir sind geblieben, was wir waren, uns geblieben, was wir uns waren. Wenn Du mich liebst, so wie ich Dich liebe, so wirst Du glücklich sein."

„Und was soll aus Dir werden, Margot?" fragte er nach einiger Zeit mit einem tiefen Seufzer.

„Ich bleibe, bis man mich vertreibt."

„Und dann?"

„Dann kehre ich nach Verneuil zurück."

„Und wenn man Dich von dort vertreibt?"

„Von dort?"

„So laß uns scheiden," sagte er mit plötzlich neu erwachter Hoffnung, „wenn Du meiner bedürfen wirst, werde ich bei Dir sein, und dann haben sich Deine Ansichten vielleicht geändert."

5.

Margot's Aufenthalt in dem Kloster St. Leger währte nur noch wenige Wochen, dann hielt man es für nothwendig, die zurückgebliebenen renitenten Nonnen von dort zu vertreiben, und so sah Margot nach längerer Zeit das Schloß Verneuil wieder, wo sie die Tage ihrer heiteren Kindheit verlebt hatte. Ihr Vater war ebenfalls von Paris dahin zurückgekehrt. Voll Haß und Erbitterung gegen die Bewegung mochte er sich doch bei diesem leidenschaftlichen Kampfe in keiner Weise betheiligen, denn er war müde, abgestumpft und zugleich voller Furcht und lebhafter Besorgniß. Deshalb suchte er auch Margot zu bestimmen, ihre Ordenstracht abzulegen, welche sie und ihn stündlich kompromittiren konnte — aber auch hier blieb Margot fest, und als der alte Graf seine väterliche Autorität gegen sie zur Anwendung bringen wollte, setzte sie ihm die göttliche mit unbeugsamem Willen und schwärmerisch erregtem Herzen entgegen. Sie ließ ihm die Wahl, ihr zu gestatten, als Nonne in Verneuil zu bleiben oder es zu verlassen, und er entschloß sich zu dem Ersteren, nicht aus Liebe zu seinem Kinde, sondern aus Furcht, daß er dann in dieser unruhigen aufgeregten Zeit ganz allein stehen werde.

Inzwischen rollte das Rad der Geschichte Frank-

reichs in rasender Schnelligkeit fort. Die Nationalversammlung ging auseinander, der Konvent trat zusammen, und bald gewann Alles eine andere Färbung. Die Republik wurde proklamirt und das Königthum abgeschafft. Der Berg stand gegen die Gironde und gewann bald die Oberhand. Er forderte und erhielt die Anklage und Verhaftung des Königs, sein Haupt sank unter dem Beil der Guillotine. Die Herrschaft des Schreckens lagerte über dem zuckenden, vom Blute der eigenen Bürger gedüngten Frankreich. Der junge Graf von Verneuil war schon im vorigen Jahre ausgewandert und befand sich jetzt, nachdem er unter dem Grafen von Artois den unglücklichen Feldzug in die Champagne mitgemacht, wieder als heimathloser Flüchtling im Auslande. Inzwischen hatten die Greuel in den Departements begonnen. Wilde, fanatische und erbarmungslose Banden zogen umher, mordeten Diejenigen, welche verdächtig genannt wurden, plünderten und zerstörten die Schlösser der Adeligen.

Arnaud lebte noch immer in Nevers; nicht ohne große Schwierigkeiten war es ihm gelungen, sich dem Aufgebot in Masse zu entziehen, welches alle waffenfähigen Bürger zu den Fahnen rief, als man das Vaterland in Gefahr erklärt hatte. Er mochte sich nicht aus der Nähe von Verneuil entfernen, so sehr es ihn auch trieb, in die Armee einzutreten. Die Besorgniß,

daß auch Verneuil der Schauplatz blutiger Auftritte werden möchte, hatte ihn sogar veranlaßt, nach Decise zu gehen. Von seinem Fenster aus konnte er dort das Schloß Verneuil sehen, und täglich betrachtete er es voller Furcht und Besorgniß, wie einen Gegenstand, von dem man sich vergewissern will, daß er wirklich noch vorhanden sei.

Da erweckten ihn in einer Nacht die heulenden Töne der Sturmglocke, und der erste Blick seiner Augen fiel auf den Feuerschein von Verneuil. Athemlos kam er dort an, aber das Werk der Zerstörung war schon vollendet. Er fand nur rauchende Trümmer, zusammenstürzende, brennende Gebäude und eine wilde, brüllende Menge, welche im wüthenden Wahnsinn politischer und körperlicher Trunkenheit selbst die leblosen Gegenstände zu Opfern ihres Fanatismus machte. Bald erfuhr er, daß der Graf und seine Tochter entflohen seien, denn man suchte sie noch immer vergebens, ein Umstand, der nicht wenig dazu beitrug, die Zerstörung des Schlosses um so gründlicher zu betreiben.

Sein einziger Zweck war nun, die Flüchtlinge aufzusuchen, um ihnen behilflich zu sein, die Grenze zu erreichen. Er durchstrich die ganze Umgegend, nirgends fand er ihre Spur, nirgends durfte er fragen, ohne sich und Diejenigen, welche er suchte, zu verrathen, bis ihn

endlich eine unsichere Andeutung in die Gegend von Auxerre brachte. Dort erfuhr er, daß ein Mann nebst einem jungen Mädchen, offenbar flüchtige Aristokraten, vor einigen Tagen verhaftet und nach Paris abgeführt worden wären. Indem er seine eigene Sicherheit gänzlich preisgab, gelang es ihm endlich, sich zu vergewissern, daß dies wirklich der alte Graf von Verneuil und Margot gewesen, und schon am nächsten Tage traf er in der frühen Morgenstunde in Paris ein. Die Herrschaft des Schreckens hatte damals fast ihren Gipfelpunkt erreicht, es war in den Tagen, wo man die Verehrung der Vernunft dekretirt hatte, und wo die Dantonisten damit umgingen, die revolutionäre Diktatur zu stürzen, nachdem sie die Gironde gemordet hatten. Robespierre und Danton standen sich feindlich gegenüber, und es mußte sich in wenigen Tagen entscheiden, welcher von Beiden den Sieg erringen sollte.

Arnaud eilte sogleich zu Danton. Es war ein trüber, kalter Aprilmorgen des Jahres 1794, als er durch die Straßen von Paris der Wohnung des berühmten Mannes zuschritt. Dieser lag noch im Bett, das Zimmer sah wüst und unordentlich aus, auf dem Tische sah man leere und theilweise umgeworfene Flaschen, halb ausgetrunkene Gläser, kurz, die widerlichen Zeichen einer Orgie, wie sie Danton feierte und die damalige

Zeit gebar, ganz in ihrer nackten Scheußlichkeit und ohne jede verhüllende Form, welche man als Ueberbleibsel aristokratischer Ueberhebung bei Seite warf.

„Ich sagte es Dir ja, Bürger Arnaud,“ sprach Danton mit seiner mächtigen Stimme, ohne seinen Kopf zu erheben, nachdem er Arnaud's Rede schlaftrunken mit angehört, „ich sagte es Dir ja, daß Du kommen würdest, und zwar als ein Bittender. Erinnerst Du Dich vielleicht noch, was ich damals hinzufügte?“

„Du sagtest, Bürger Danton, ich sollte dann jener Stunde gedenken, und ich habe ihrer gedacht. Deshalb bin ich hier. Rette diese Unglücklichen, welche Nichts verbrochen haben, als geboren zu sein. Sie sind Beide unbetheiligt an jeder politischen Bewegung, was kann es nützen, sie zu tödten, welchen Vortheil kann es bringen, einen Greis und ein schwaches Weib hinzuschlachten? Ist denn noch nicht Blut genug in unserem unglücklichen Vaterlande geflossen?“

„Sprich leise,“ sagte Danton, indem er selbst seine Stimme mäßigte, „sprich leise, mein Freund, wenn Du nicht denen, für welche Du bittest, Gesellschaft leisten willst. Meine Macht würde nicht hinreichen, Dich davor zu schützen. Sprich ferner nicht von Dingen, die Du nicht verstehst, es ist noch mancher tüchtige Aderlaß nöthig, um den kranken Körper Frankreichs wieder genesen zu lassen. Alle diese faulen Säfte

müssen entfernt werden, erst dann kann die Rekonvalescenz eintreten."

„Und mit dieser Phrase mordet Ihr altersschwache Greise und unschuldige Jungfrauen?"

„Unschuldige?" fragte Danton mit einem widerlichen Lächeln. „Diese Greise sind unverbesserliche Aristokraten, und diese Jungfrauen werden Kinder gebären, welche ihr Geschlecht und ihre Grundsätze verjüngen. Wenn man eine Race vertilgen will, muß man vorzugsweise mit den Weibern anfangen, sie mögen unschuldig sein oder nicht! Sie ist wohl sehr schön, diese junge Aristokratin, für die Du Dich so sehr interessirst?" setzte er mit lüsternen Blicken hinzu, indem er sich halb aufrichtete, „sie war Deine Schülerin, und jetzt —."

„Sie war Nonne im Kloster zu St. Leger," unterbrach ihn Arnaud.

„Nun, diese Hindernisse haben wir alle beseitigt, Du willst die hübsche Aristokratin heirathen, Bürger Arnaud? Sie soll Deine Frau werden, Du wirst Deine Kinder zu tüchtigen Republikanern erziehen, nicht wahr? Unterbrich mich nicht, das allein ändert die Sache. Gieb mir jenes dicke Buch her; zuerst will ich sehen, ob sie nicht schon hingerichtet ist. Man führt die Register zwar nicht sehr vollständig, indessen wir wollen doch nachsehen."

In fieberhafter Aufregung reichte Arnaud das verlangte Buch und verfolgte auf den mit Wein- und Schmutzflecken reichlich versehenen Blättern die darauf unordentlich geschriebenen, kaum leserlichen Namen.

„Ich finde sie nicht," sagte Danton nach kurzer Zeit, indem er das Buch auf einen Stuhl warf, „es ist also anzunehmen, daß sie noch lebt. Versprichst Du, sie zu heirathen, — Du kannst das heute noch — so will ich das Dekret ausfertigen."

„Ich verspreche sie zu heirathen," erwiederte Arnaud, „vorausgesetzt, daß sie einwilligt."

„Kann dies zweifelhaft sein? Liebt sie Dich? Du warst ja ihr Lehrer!"

„Sie hat mir es oft gestanden."

„So ist die Sache in Ordnung. — Hier hast Du das Dekret," fuhr er fort, indem er ein paar Worte auf ein Stück Papier schrieb, „sie wird in St. Pelagie sein. Sag' ihr, wem sie nächst Dir ihr Leben verdankt, und später, — wenn wir Etwas zur Ruhe gekommen sein werden, wenn ich diese Henker, welche jetzt Frankreich knechten, selbst dem Henker überliefert haben werde — dann will ich Euch besuchen, Arnaud. Komme ich nicht, so wirst Du mich entschuldigen, denn Du wirst dann wissen, daß es mir nicht möglich gewesen."

Arnaud benützte diese weiche Stimmung seines Freundes, welcher er zuweilen unterlag, um ein ähnliches

Dekret für den alten Grafen zu erhalten, aber Danton blieb hierin unerbittlich.

„Geh," rief er, „Du brauchst keinen Schwiegervater! Es ist viel besser für Dich, wenn Du diesen Anhang los wirst. Ohnehin habe ich mehr gethan, als vielleicht klug gewesen. Geh, sage ich, ich will nicht! Während Du hier nutzlos Deine Zeit verschwendest, führt man Deine Braut vielleicht zum Schaffot. Du hast keinen Augenblick zu verlieren, fort!"

Athemlos erreichte Arnaud St. Pelagie. Vor dem offenen Thore dieses Gefängnisses, welches damals täglich einen Theil seiner Bewohner für die Guillotine hergab, um ebensoviel neue Opfer eine kurze Zeit zu beherbergen, stand ein Haufe des niedrigsten und fanatischsten Pöbels, um die Unglücklichen, welche man zum Schaffot abführte, zu sehen und mit Hohn und Spott zu überschütten. Man war beschäftigt, die Karren zu füllen, als Arnaud eintrat. Nur mit großen Schwierigkeiten gelang es ihm, in der herrschenden Verwirrung dem Dekrete Danton's Geltung zu verschaffen und die Nachsuchung nach der Bürgerin Verneuil zu beginnen. Nachdem mehrere große, dicht gefüllte Säle durchsucht waren, wurde Margot endlich aufgefunden und in Freiheit gesetzt. Sie hatte nur einen Gedanken, ihren Vater. Vergebens suchte Arnaud sie zu beruhigen, sie zu täuschen; sie weigerte sich entschieden, das Gefängniß

zu verlassen, ehe sie ihren Vater gesprochen habe. So gelangten sie auf den Hof; dort fuhren eben die Karren ab, auf denen die unglücklichen Schlachtopfer in dichten Reihen zusammen saßen.

Als Margot den Blick empor hob, erblickte sie unter diesen ihren Vater; er lehnte mit gefesselten Händen, seine glanzlosen Augen stier auf den Boden gerichtet, an einer Leiter des Karrens, während seine wenigen weißen Haare unordentlich im Winde flatterten.

„Mein Vater, mein Vater!" rief Margot in dem Augenblick, als die Karren sich in Bewegung setzten. Das Volk drängte schreiend und wild tobend nach, und Margot sank ohnmächtig in die Arme ihres Begleiters. Diese Ohnmacht rettete ihr Leben, welches verloren gewesen sein würde, hätte man in ihr die Tochter eines zum Tode verurtheilten Aristokraten erkannt. Arnaud brachte sie fort, und als er drei Tage später an dem Bette der schwer Erkrankten saß, führte man Danton und seine Anhänger zum Schaffot.

6.

Monate vergingen, ehe Margot wieder genas. Dann drängte es Beide, Paris, wo jetzt der Schrecken in seiner vollsten Gewalt herrschte, zu verlassen, und nicht ohne Gefahren erreichten sie Nevers. Hier sorgte Arnaud für Margot's Unterkommen bei einer alten

Dame seiner Bekanntschaft und bezog selbst seine frühere Wohnung wieder. Er konnte jetzt Margot täglich sehen und sprechen, aber er achtete ihren Schmerz und drängte die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zurück. Als endlich ein Jahr, ein für Beide glückliches Jahr vergangen war, als auch die Zustände Frankreichs begannen, wenigstens Etwas ruhiger zu werden, da vermochte er nicht länger zu schweigen und bat Margot um ihre Hand, indem er sie zugleich benachrichtigte, daß er nur durch das Versprechen, sie zu heirathen, ihr Leben habe retten können.

„Du siehst, meine theure Margot," fuhr er fort, „daß Gott selbst unsere Verbindung gewollt, er hat Dich aus der Gefahr gerettet, damit Du mir angehörest. Du stehst jetzt ganz allein, ohne Stütze, ohne Verwandten. Nur wenn Du aufgehört hättest, mich zu lieben, könntest Du einen wirklichen Grund haben, mir jetzt noch Deine Hand zu verweigern."

„Ich dachte," erwiederte Margot mit ihrer sanften, lieblichen Stimme, „ich habe gedacht, Du hättest mich verstanden, Arnaud. Du glaubst nicht, wie traurig es mich macht, wie es mein Herz zerreißt, da ich jetzt diesen Deinen Irrthum erkenne. Vielleicht habe ich dadurch gefehlt, daß ich so lange in diesem vertraulichen Umgang mit Dir gelebt. Es würde mein höchstes Glück sein, Dir ganz, wie Du es verlangst, anzugehören — denn

meine Liebe zu Dir ist unverändert geblieben; sie würde gewachsen sein, wenn dies möglich gewesen wäre. — Aber ich werde mein Gelübde nie brechen! Vergiß mich, Arnaud — ich werde auch diesen Schmerz tragen, obgleich nicht aufhören, Dich zu lieben — aber verlange nicht von mir, was ganz, ganz unmöglich ist. So lange ich hier auf Erden wohne, gehöre ich dem, dem ich meine Treue bis zum Tode gelobt, und der mir gestattet, Dich neben ihm zu lieben. Mehr vermag ich nicht Dir zu geben. Laß es abgemacht sein ein für allemal zwischen uns, und damit der Kampf erleichtert wird, lasse auch diesen Umgang aufhören, dem ich mich hingegeben, obgleich ich jetzt fühle, daß es ein Unrecht, eine Sünde war. — Wir werden uns fortan nicht mehr sprechen, mein Arnaud, ich werde Deine Stimme nicht mehr hören, ich werde dem Liebsten entsagen, was ich auf Erden besitze, aber ich werde treu bleiben Ihm und Dir, wie ich es geschworen — und der Friede, der Friede Gottes wird in unseren Herzen wohnen."

Alle weiteren Vorstellungen Arnaud's blieben vergebens, er hatte seine Gründe erschöpft, und da er Margot mit der ganzen Kraft seiner Seele liebte, so fügte er sich nicht allein ihrem Willen, sondern fand endlich in der schmerzlichen Entsagung seiner Wünsche selbst ein hohes Glück, getragen von dem Bewußtsein,

daß Margot ihn liebe, und genährt von der schwärmerischen Empfindungsweise seines Herzens.

Eine Zeit lang lebten die beiden Liebenden, ohne sich zu sprechen, gemeinschaftlich in Nevers; dann wurde dieser Zustand für Arnaud unerträglich, und er beschloß in die Armee einzutreten. Der Stern Bonaparte begann damals am Horizonte Frankreichs zu erscheinen. Arnaud ließ sich für die italienische Armee anwerben, nahm schriftlich von Margot Abschied und machte mit ihrem Antwortschreiben auf dem Herzen jenen wundervollen Feldzug mit, welcher ganz Oberitalien innerhalb vierzehn Tagen unter die Herrschaft Frankreichs brachte. Bei Lodi erhielt er einen Schuß in die Brust und sank, mit dem letzten Hauche Margot's Namen flüsternd, zu Boden. Als er wieder zum Bewußtsein erwachte, fand er sich in einem kleinen, aber freundlichen Zimmer eines Bauernhauses und erblickte Margot an seinem Lager sitzend.

Anfangs glaubte er zu träumen oder bereits gestorben zu sein, als er aber das Flüstern der ihm so theuren lieben Stimme vernahm, wurde er sich seiner Lage bewußt und segnete im Stillen die Kugel, welche ihn darein versetzt hatte.

„Sprich nicht, mein theurer Freund,“ sagte sie, „frage nicht, ich werde Dir Alles erzählen. Ich bin

Deinen Schritten gefolgt, ich wußte es vom Anfang an, eine innere Stimme sagte es mir, daß es nöthig sein würde. Nachdem ich Dich auf dem Schlachtfelde unter den Todten gefunden, ließ ich Dich hierher tragen, und Gott, der so gütig gegen mich ist, hat mein Gebet erhört — Du wirst nicht sterben; Du wirst genesen, mein Freund, der Arzt hat es mir versprochen, wenn Du Dich ganz ruhig verhältst und jede Aufregung vermeidest. Nun wird es von Dir abhängen, ob ich noch ferner bleiben und Dich pflegen darf. Nur wenn Du ganz folgsam bist, ist es zulässig."

Es ist wohl kaum nöthig, zu erwähnen, daß er Alles that, was man von ihm verlangte, um sich ein Glück zu erhalten, welches ihm so unverhofft zu Theil geworden, und von dem er wußte, daß es nur von kurzer Dauer sein konnte. Es waren wunderbar schöne Tage für Beide, in denen sie den langsam genesenden Freund pflegen, und er all die vielen und zarten Hilfsleistungen empfangen durfte, welche allein die Liebe zu erfinnen und zu geben befähigt ist. Aber auch diese Zeit ging zu Ende. Als er so weit genesen, daß er, wenn auch noch schwach und matt, sich in dem kleinen Garten ergehen konnte, als seine Wiederherstellung keinem Zweifel mehr unterlag — nahm Margot Abschied. Es war eine wehmuthsvolle, schmerz- und freudenreiche Trennung, aber nicht beeinträchtigt von dem Verlangen, sie zu

hindern, vielmehr gemildert von dem beiderseitigen Bewußtsein einer zu erfüllenden nothwendigen Pflicht.

Margot war nach Nevers zurückgekehrt, und nach einigen Monaten folgte ihr Arnaud, dessen Wunde ihm nicht ferner gestattete, die Beschwerden des Soldaten zu ertragen. — Margot gab Unterricht in der Musik und widmete sich überhaupt der Erziehung junger Mädchen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, ihre geringen Bedürfnisse hinreichend zu befriedigen. Arnaud, dessen Mutter gestorben war, fand eine Stelle als Organist an der Kathedrale und lebte, seine sonstige Zeit literarischen Studien widmend, still und eingezogen. Dennoch wurden bald die Schwester Beata und der schweigsame Organist in der Stadt allgemein bekannte und geachtete Persönlichkeiten.

Jeden Sonntag, wenn Arnaud die große mächtige Orgel zum Gottesdienst spielte, und die Menge diesen wunderbaren, von dem Genie des Künstlers hervorgerufenen Tönen lauschte, war es ihm vergönnt, Margot zu sehen, welche unter den Betenden einen bestimmten Platz einnahm. Dann ruhten seine Blicke mit wehmuthsvoller Freundlichkeit auf der knieenden, ihm so theuren Gestalt, in den Tönen der Orgel sprachen seine Gefühle zu ihr, welche mit ähnlichen Empfindungen diesen Klängen lauschte und ihre Modulationen verstand, als ob sie die Worte ihres geliebten Freundes hörte.

Nur einmal im Jahre spielte Arnaud Palestrina's Stabat mater, an jenem Tage, wo sie ihm ihre Liebe gestanden. Wenn dann jene Stelle kam, jene ihnen so wohl bekannte Stelle, an welcher die kleine Orgel in der Kapelle zu Verneuil so plötzlich verstummt war, machte er eine Pause, als ob er aufhören wolle, und setzte erst dann leise klagend wieder ein. Beide wußten das Alles, Beide ersehnten lange vorher diesen Tag und diesen Augenblick, und Beiden gewährte der Genuß desselben eine wehmuthsvolle Erinnerung, in deren Gefolge sich ein langes und friedenreiches Glück befand.

In dieser Weise lebten sie mehrere Jahre, nicht mehr in der Entsagung, sondern in dem gefundenen Frieden des Herzens, in welchem die Liebe unverändert geblieben war und sich sogar die Hoffnung wieder gefunden hatte, welche ja Nichts weiter ist, als der Glaube an die Verwirklichung unserer Wünsche. Von Zeit zu Zeit kränkelte Arnaud, denn die Kugel, welche bei Lodi in seine Brust gedrungen, hatte ihn zwar nicht tödtlich getroffen, aber doch seine Lunge verletzt, und diese, wenn auch wieder geheilte, Verletzung wollte sehr schonend behandelt sein.

Es nahte wieder der Tag, an welchem er das Stabat mater spielte, jener Tag der Sehnsucht für ihn und Margot. Am Abende vorher erkrankte er an einer heftigen Lungenentzündung und erkannte schmerzvoll,

daß er nicht würde spielen können. Die Nacht verging unter rascher Steigerung der Krankheit, und am Morgen glaubte er die Gewißheit seines baldigen Todes zu empfinden. Er schrieb an Margot, er vermochte es nur mit zitternder Hand. „Spiele für mich heute das Stabat mater, meine theure Margot, ich vermag es nicht, denn ich bin sehr krank. Spiele es für mich, ich werde es hören, wenn ich auch nicht dort bin. Erfülle diesen, vielleicht letzten Wunsch — Deines Arnaud."

Mit einer schmerzvollen und doch zugleich freudigen Empfindung las Margot diese Zeilen ihres Freundes. Sie zog sich sorgfältiger als gewöhnlich an, barg das kleine Papier an ihrem Busen und ging in die Kirche. Der Gottesdienst begann von den Akkorden der Orgel in gewohnter Weise begleitet, gegen das Ende desselben ertönte das Stabat mater. Margot hatte alle Register gezogen, und von den gewaltigen Klängen der mächtigen Orgel erbebten die hohen Gewölbe der Kirche.

Plötzlich verstummten diese erschütternden Tonwellen, nur ein einziger leiser Hauch zog wie eine Abschied nehmende Seele über die Häupter der Betenden hin. Auf dem Chore sah man eine ungewöhnliche Bewegung, mehrere Personen eilten rasch ab und zu — aber die Orgel blieb stumm, und der Gottesdienst ging ohne ihre Begleitung still zu Ende.

Der Priester trat athemlos in die Sakristei.

„Wissen Ew. Hochwürden," rief athemlos der ihm folgende Sakristan, „die Schwester Beata hat heute die Orgel gespielt und ist mitten im Stabat mater gestorben."

„Und ich komme von unserem Organisten," sagte ein anderer eben eingetretener Geistlicher, „dem ich die Sterbesakramente gereicht. Sonderbar, er muß in demselben Augenblick gestorben sein. Lange lag er da, wie Jemand, der sich bemüht, entfernten Klängen zu lauschen, aber es war durchaus Nichts zu hören. Dann legte sich ein seliger Friede über seine blassen, eingefallenen Züge.

„Jetzt, jetzt spielt sie," flüsterte er leise; „o, ich höre Dich, Margot, das ist der Akkord! — Habe Dank — nun sind wir für immer vereint!"

„Ein heiteres Lächeln umschwebte seinen Mund — und seine Seele war entflohen."

„Das klingt allerdings sonderbar," bemerkte der andere Priester, indem er sein Meßgewand ablegte, „um so mehr, wenn das Gerücht wahr ist, daß Beide eine langjährige schwärmerische Liebe zu einander gehegt haben."

Beide waren in demselben Augenblick gestorben.

Die wiedergefundene Jugend.

Eine Geschichte aus dem Riesengebirge.

1.

Es mögen ungefähr hundert Jahre sein, als die Leinen-Industrie im schlesischen Gebirge in der höchsten Blüthe stand. Die Zeit der Entwickelung lag hinter ihr, sie befand sich im jugendlich kräftigsten Alter, worin sie, die reichen Früchte ihrer Anstrengungen bewußtvoll genießend, sich zugleich zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft für berechtigt hielt. Zahlreiche Wagen-Züge bewegten sich auf den damals noch schlecht gebauten Straßen und trugen die kunstvollen und glänzenden Gewebe theils nach den großen Messen Europa's, wo sie eine stets gesuchte und gut bezahlte Waare bildeten, theils nach den Seehäfen der Nord- und Ostsee, aus denen sie die Schifffahrt bis in die entferntesten Theile der Erde versandte. Das war eine schöne und herrliche Zeit für das schlesische Gebirge, wie sie wohl schwerlich jemals dort wiederkehren wird.

Für die fortgehenden Leinen strömten Gold und Silber, die Götter der Erde, massenweise in diesen

damals noch kaum gekannten Gebirgswinkel Deutschlands, mit ihnen der Wohlstand. Die Kaufherren der kleinen Städte lebten in Ueberfluß und Freude, bauten stattliche Häuser, legten schöne Gärten an, und von ihnen ausgehend floß der Quell des Wohlergehns, in tausend kleine Adern zertheilt, in die Wohnungen und Familien der einzelnen Weber, welche sich durch ein wenig angestrengtes Tagewerk ein gutes, sorgenfreies Auskommen, mit etwas außergewöhnlichem Fleiße und Intelligenz aber Wohlstand und Reichthum erwerben konnten. Mancher einfache Weber wurde damals in wenigen Jahren ein reicher Kaufherr und hinterließ den Seinen ein beneidenswerthes Vermögen. Aber wie Chronos stets seine eigenen Kinder verschlingt, so zerstörte die Zeit auch diese ihre Schöpfung wieder, und in den Thälern, wo sonst Wohlleben und Zufriedenheit ihren Sitz aufgeschlagen hatten, ja wo die Ueppigkeit und die Verschwendung manches Fest beginge, sind jetzt zum Theil der Mangel und das Elend heimisch geworden und feiern Orgien, bei welchen der Hunger und die Verzweiflung in scheußlicher Nacktheit und Blöße erscheinen.

Doch kehren wir in jene Zeit zurück, wo Freude und Wohlstand das Gebirge zu ihrem Lieblingsaufenthalt erkoren, und blicken wir in eines reichen Kaufherrn Stube, welche die Nachmittags-Sonne eines jener

glänzenden Herbsttage, wie sie dem Gebirge eigenthümlich, bis in die fernsten Winkel erleuchtet. Das Zimmer war hoch, die Wände mit braunem Getäfel bekleidet, die Möbel nach dem Geschmack der damaligen Zeit, in ihren Formen steif und ernst, aber mit reichem Schnitzwerk geziert, und die Fenster mit Gardinen von kostbarem Wollenstoff behangen. Das Ganze hatte das Gepräge eines gediegenen Wohlstandes, der es jedoch vermeidet, sich zur Schau zu tragen oder durch werthlose Aeußerlichkeiten sich kund zu geben. So befand sich denn auch nur Weniges in dem geräumigen Zimmer, was, mit Ausnahme von zwei großen Bildern in schweren, schwarzen, kunstvoll geschnitzten Holzrahmen, der Erwähnung werth gewesen.

Es waren zwei Portraits, gemalt mit der charaktervollen Auffassung, wie wir sie noch jetzt in den Kupferstichen aus jener Zeit bewundern. Das eine stellte einen Mann vor von ungefähr 40 Jahren, mit nicht ungewöhnlichen, aber geistvollen Zügen; das andere zeigte eine Frau von vielleicht 28 bis 30 Jahren, freundlich und wohlwollend, welche, mit dem Zauber der ersten Jugend bekleidet, auch schön gewesen sein mochte.

Die Rahmen waren mit frischen, noch kaum verwelkten Blumenkränzen geziert, darunter hingen noch drei kleinere Kränze, und in der Mitte des Einen hatte

man einen Strauß von ausnahmsweise schönen und seltenen Blumen befestigt.

In dem so beschriebenen Zimmer befanden sich zwei Personen, welche man auf den ersten Blick als die Originale jener beiden Portraits erkannte, obgleich Jahre vergangen sein mußten, seit sie den Malern gesessen. Wie immer, wenn die Zeit den lebenden Menschen verändert und verwandelt hat, zieht man bei Bildern aus der Vergangenheit die Kunst des Malers in Zweifel und glaubt am Ende selbst nicht mehr, daß man jemals so ausgesehen, als ob der Ausdruck eines Gesichts, abgesehen von der fortgeschrittenen Zeit, sich nicht auch mit unseren Gefühlen, Ansichten und Neigungen verändere!

Der Mann, jetzt in der Mitte der Fünfzig, ruhte behaglich in einem Lehnstuhl mit hoher, grader Rückwand und blätterte von Zeit zu Zeit in einem Hefte Schriften und Rechnungen, während die Frau ihm gegenüber sich mit Spinnen beschäftigte. Das einförmige Schnurren des durch ihren Fuß in gleichmäßiger Bewegung erhaltenen Rades unterbrach allein die tiefe in dem Zimmer herrschende Stille. Die Gedanken der Spinnenden schienen sich in angenehmen, freudigen Erinnerungen zu ergehen, denn sie blickte oft nach den Kränzen hinüber, und dann umschwebte jedesmal ein freundliches und zugleich wehmuthsvolles Lächeln ihren

Mund. Nach und nach wurde ihre Bewegung eine langsamere, der Fuß blieb regungslos stehen, ihre Hände sanken in den Schooß zurück, und während ihre Blicke unverwandt an dem Kranze mit dem Blumenstrauß hafteten, füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Das liebe, liebe Kind!" sagte sie; „wie ein kleiner Engel sah er aus, als er uns den Strauß gab, und seinen Glückwunsch stammelte — ach, Emanuel, ich werde es nie vergessen. Es war mir wirklich in dem Augenblick, als ob der liebe Gott einen seiner Engel zu unserem Feste gesandt hätte, damit wir auch Seiner in unserem Glücke gedenken möchten."

„Ja, es ist ein lieber, hübscher Knabe, der kleine Willi," erwiederte der Mann, das Heft fortlegend, „und er hat seine Worte, so gut er konnte, angebracht; die Kinder haben sich überhaupt recht viel Mühe gegeben."

„Wenn man Dich so sprechen hört, sollte man glauben, Du hättest gar kein Herz; Du suchst jetzt Etwas darin, Dich anders zu geben, wie Du bist. Warum thust Du das? Du täuschest doch Niemand damit, am allerwenigsten mich."

„Liebe Johanna, ich spreche wirklich immer so, wie ich denke; der Mann kann nicht empfinden, wie das Weib, und das ist auch ganz in der Ordnung."

„Wie Du Dich verstellen willst, Emanuel! Warum

konntest Du denn Deine Thränen nicht zurückhalten vorgestern? Warum war es Dir lange Zeit nicht möglich, auch nur ein Wort zu sprechen und Deine wohlstudirte Rede zu halten, die nun doch am Ende viel besser und schöner wurde, weil jedes Wort aus Deinem Herzen kam und zu den Herzen ging?"

„Weil wir Menschen abhängig sind von unseren Nerven, Johanna; weil wir diese Nerven nicht selbst gemacht, aber sehr Vieles gethan haben und stündlich thun, um sie zu verderben. Deshalb werden wir von Dingen gerührt, von denen wir wissen, daß sie nur auf einer Täuschung beruhen und beruhen sollen: von einem Gedicht, von einer Scene im Theater, überhaupt von Scenen, — während wir an dem eigentlichsten, tiefsten Elende, an Noth, Tod und Verzweiflung unbewegt vorübergehen, wenn ihre äußeren Erscheinungen nur unsere Nerven nicht berühren."

„Wir können nicht anders sein, wie uns der liebe Gott geschaffen hat," erwiederte die Frau mit einem Seufzer, „er hat uns auch diese Nerven gegeben, von denen Du so viel sprichst, und die man nicht einmal sehen kann; aber Er will gewiß nicht, daß wir deshalb unseren Gefühlen Zwang anthun sollen, besonders wenn sie gut und edel und noch dazu natürlich sind."

„Das habe ich auch nicht behauptet, aber man

kann zuletzt in lauter Gefühl aufgehen, wenn man seinen Verstand demselben unterordnet."

„Lehrt Dich wirklich Dein Verstand schon am dritten Tage das Fest unserer silbernen Hochzeit zu vergessen, auf das wir uns so lange gefreut, zu dem unsere Kinder und Enkel sich Monate lang vorbereitet, an welchem alle alten Freunde und Bekannte sich betheiligt, wo wir so heiter, froh und glücklich waren, wie es überhaupt Menschen in unserem Alter sein können? Ist das wirklich Dein Ernst, Emanuel?"

„Du mißverstehst mich, Johanna, und Du solltest es doch am wenigsten, Du, die Du 25 Jahre die treue Gefährtin meines Lebens gewesen bist. Nicht vergessen will ich, nein, nur diesen, wie allen anderen Erinnerungen keine größere Macht zugestehen, als sie es verdienen."

„Du nennst unsere silberne Hochzeit, die wir erst vorgestern feierten, eine Erinnerung?"

„Zur Erinnerung wird Alles in dem Augenblick, wo es vergangen, und es vergeht Alles in dem Augenblick, wo es ist. Die Gegenwart ist ein an sich undenkbarer Zustand, es giebt nur eine Zukunft und eine Vergangenheit. Jedes Zeit-Atom, das sich von der Zukunft ablöst, verfällt der Vergangenheit, und jedes Zeit-Atom der Zukunft ist mehr werth, als tausend

Jahre der Vergangenheit, denn jenes soll uns noch angehören, während diese nie wieder zurückkehren können. Ueberhaupt, was sind tausend Jahre, was ist ein Augenblick? Viel, sehr viel, wenn sie noch vor uns liegen; Nichts, und Beide gleichviel Nichts, wenn sie hinter uns sind!"

„So hast Du früher nie gesprochen, Emanuel," erwiederte die Matrone nicht ohne Beängstigung, „wenn ich auch nicht gleich sagen kann, worin das Falsche Deiner Ansicht liegt, so fühle ich doch klar und deutlich, daß Du Unrecht hast, und es betrübt mich, Dich so reden zu hören."

„Das Falsche liegt immer im Gefühl, und unklare Gefühle haben am Meisten Schaden und Nachtheil gebracht."

„Wenn Du Recht hättest, so müßte man ja mit jedem Tage unglücklicher werden."

„Dafür haben wir die Lehre von dem Leben nach dem Tode und von der Ewigkeit mit der nie endenden Zukunft! Hier auf Erden ist allerdings die Jugend das einzige, wahre Glück und das Alter das unheilbarste aller Uebel."

„Jetzt kann ich Dir das Gegentheil beweisen, Emanuel," sagte die Frau, indem sie lebhaft aufstand und seine Hand ergriff, „waren wir vorgestern nicht glücklich, nicht so glücklich, wie wir es je gewesen; war

unser Herz nicht so voll Freude und Liebe, daß es das Uebermaß derselben kaum zu fassen vermochte? Hat uns das vorgerückte Alter gehindert, dieses Glück im vollsten Maße zu genießen? Warum soll nun die Jugend allein das einzige Glück sein?

„Unser Glück, Johanna, bestand doch nur in der Erinnerung an vergangene, schöne Zeiten, die vorüber sind, wie jetzt auch unsere silberne Hochzeit vorüber ist. Sie hat sich auch schon in's Grab gelegt, dicht neben der grünen, als ich Dich, ein liebliches, blühendes Kind, im Schmuck der Jugend und der Myrthen zum Altare führte. — Nun bleibt uns nur noch die goldene Hochzeit, Johanna, und wenn jener Tag kommen wird, und das Licht der Sonne glänzend und strahlend, wie heute, diese Berge und Thäler erleuchtet, dann wird es die weißen Steine heller erschimmern lassen, welche man über die Staub-Atome gesetzt hat, die sich eine Zeitlang in der Form unserer Körper zusammen gefunden — und wenn nochmals ein solcher Zeitabschnitt von 50 Jahren zur Vergangenheit geworden, dann werden auch diese Steine verschwunden sein, und mit ihnen die Erinnerung an uns aus dem Gedächtniß der dann lebenden Menschen — eben so, wie es uns geht mit unseren Voreltern, die doch nur hundert Jahre früher als wir gelebt, sich gefreut und gelitten haben."

Der Frau waren bei dieser melancholischen Reflexion ihres Mannes unwillkürlich die Thränen in die Augen getreten, und sie bedurfte einiger Zeit, um sie zurückzudrängen und zu antworten.

„Du bist heute traurig gestimmt," sagte sie, indem sie leise seine Stirn küßte; „sieh, es ist ein so herrlicher, sonniger Herbsttag, laß uns hinauf in die Berge gehen — draußen in der schönen Natur vergehen am ersten solche trübe Gedanken."

„Du hast Recht, Johanna," erwiederte er, „komm, laß uns gehen, es ist thöricht von mir, sich solchen Grillen hinzugeben."

Draußen lag der helle, lachende Sonnenschein auf der Landschaft und kleidete jede einzelne Schönheit derselben in ihren festlichsten Schmuck. Die Luft war erfrischend und labend, zugleich so klar und durchsichtig, daß auch die fernsten Umrisse der Berge in scharfen, reinen Conturen dem Auge nahe gerückt wurden. Es war einer jener wundervollen Herbsttage, welche im Farbenspiel den Frühling zurückzaubern und damit die bewußte, gereifte Schönheit der vorgerückten Jahreszeit verbinden.

Der Kaufherr und seine Gattin hatten die erste Höhe des Gebirges erstiegen und blickten herab auf das zu ihren Füßen ruhende Städtchen, welches, umgeben von den weißen, schneeigen Flächen der Bleichen,

mit seinen spitzen Giebelhäusern aus dem dunklen Laube alter Bäume zu ihnen hinaufschaute.

„Sieh, wie stattlich sich unser Haus und Garten von hier ausnehmen," bemerkte die Frau nicht ohne innere Befriedigung; „wenn wir die Stelle für dasselbe nochmals zu wählen hätten, ich wüßte keine bessere zu finden."

„Und doch blicke ich immer noch voll Sehnsucht auf jenes kleine Häuschen, dort hinten ganz am Ende der Stadt, worin wir die ersten Jahre unserer Ehe so still und glücklich verlebten."

„Wie freut es mich, Dich so reden zu hören, Emanuel," erwiederte sie, leise seine Hand drückend, „ach ja, es war eine schöne Zeit, als wir uns kennen lernten; sie liegt mir so nahe, als wäre es erst gestern gewesen. Ich stand im Garten meiner Eltern und pflückte Erdbeeren; Du, damals ein armer Weberbursche, gingst vorüber, bliebst an der Hecke stehen, wünschtest mir einen guten Tag, und wir fingen an zu plaudern und plauderten, bis mich endlich die Mutter rief. Da gingst Du und drücktest mir beim Abschiede zum ersten Male die Hand. Am Abende machte ich Alles verkehrt, so daß mich der Vater schalt, und die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen und mußte immer nur an Dich denken."

„Ja, ja, so war's, Johanna," sagte er lächelnd,

„wie Du das genau behalten hast. Ich sehe Dich auch noch deutlich vor mir stehen, ein schönes, blühendes, schlankes Mädchen, und auch ich ging an jenem Abende in tiefen Gedanken nach Hause. Mein Vater war vor Kurzem gestorben, die Weberei hatte eben den ersten Aufschwung genommen, sein ganzer Nachlaß bestand aus fünfundzwanzig Thalern, das war mein Vermögen! Als ich in jener Nacht auf dem harten Strohlager in der kleinen gemietheten Kammer lag, habe ich lange mit mir überlegt, ob ich, der arme Weber, ein Liebesverhältniß mit Dir, der ebenso unbemittelten Pfarrers-Tochter anfangen sollte. Immer sagte mir mein Verstand — es ist eine Thorheit, was kann anders daraus werden, als Noth und Elend — aber es half am Ende doch Nichts — ich mußte dennoch meinem Herzen folgen."

„Und Dein Verstand hatte Unrecht, Emanuel. Siehst Du, daß der Verstand nicht immer Recht hat! Es ist nicht Kummer und Elend daraus geworden, sondern Friede und Glück. Wir waren glücklich, als wir entbehrten, denn wir hatten ja stets unsere Liebe und wurden mit ihr doppelt glücklich, als unser Wohlstand zunahm."

„Ja, ja, es hat zum Guten geführt," sagte er sinnend vor sich hin, „aber —" Er sprach nicht weiter und mochte sich vielleicht seiner Gedanken schämen, die

sich nicht davon losmachen konnten, daß es doch vernünftiger gewesen wäre, wenn er ein reiches und dabei eben so schönes und gutes Mädchen geheirathet hätte. Die Frau hatte, in ihren Erinnerungen verloren, das verletzende „aber" überhört und nahm seine Erwiederung als eine Bestätigung ihrer Bemerkung an.

„Und weißt Du noch," fuhr sie fort „wie wir dann nach unserer Verheirathung in jenes kleine Häuschen zogen? Wir besaßen nur eine Stube und ein Kämmerchen. Zwischen den Fenstern stand die kleine Komode von Tannenholz, die wir noch immer als ein Heiligthum aufbewahren, und darüber hing ein Spiegel, so groß, daß Du ihn immer an das Fenster hingst, wenn Du hineinsehen wolltest. Der alte Webestuhl und vier Holzstühle waren die übrigen Möbel, und die Kammer füllte das Bett fast ganz aus, so daß mir kaum Platz blieb, um mich anzuziehen."

„Wie Du das Alles genau behalten hast, Johanna," sagte er lächelnd — „und doch war es eine schöne, schöne Zeit! Wie sparsam lebten wir, um uns ein kleines Kapital zu sammeln; dünkte es uns doch eine Verschwendung, am Sonntage ein halbes Pfund Fleisch zu kochen — aber Du hattest immer Etwas, was mir gut schmeckte; ich glaube, es hat mir nie im Leben wieder so gut geschmeckt, wie damals."

„Da bist Du doch im Irrthum," erwiederte sie

neckend, „ich werde Dich heute Abend daran erinnern; wir haben herrliche Forellen und Haselhühner, Deine Lieblingsgerichte — und weißt Du noch, wie Du zum ersten Male nach Leipzig zur Messe reistest? Es war nur ein kleines Päckchen, was Du mitnahmst, aber Du wolltest selbst einen Handel anfangen, darin läge der Hauptgewinn, sagtest Du."

„Und daran that ich auch Recht," erwiederte er mit sichtbarer Befriedigung, „ich würde noch, wie so Viele, Tag und Nacht am Webestuhl sitzen, wenn ich mir nicht selbst die Vortheile verschafft hätte, die allein der Kaufmann genießen kann. Die Reise wird mir unvergeßlich sein; ich ging zu Fuß, oder fuhr ab und zu mit Frachtfuhrleuten, vier Wochen war ich fort und brauchte im Ganzen 6 Thaler; weniger, als ich jetzt in einem Tage ausgebe. Ich brachte zweihundert Thaler baares Geld zurück, wir verkauften den Webestuhl — und von jenem Tage an begann unser Wohlstand."

„Und wenige Wochen nachher wurde unsere Elise geboren — wie freuten wir uns! Du warst damals noch sehr sparsam, und wir mußten das Uns'rige sorgsam zu Rathe halten — und doch legtest Du mir am Abende dieses werthvolle goldene Kreuz auf das Bett, welches ich von jenem Tage an immer getragen, und weintest dabei, wie ein Kind, Emanuel, aber vor Freude — und ich weinte mit Dir, weil ich Dir nicht

anders danken konnte. Dann küßten wir das schlummernde Kind und sprachen darüber, wem es ähnlich sehe, und wie es heißen solle!"

„Ja, ja, Du liebes Weib," erwiederte er mit leise bebender Stimme, „es ist Alles, wie Du es erzähltest, oder es war vielmehr Alles so; o! daß ich sagen könnte, es ist so!"

„Bei der Kindtaufe," fuhr die in ihren Erinnerungen schwelgende Matrone fort, ohne die trübe Reflexion ihres Gatten zu beachten, „wie waren wir so fröhlich und heiter bei Elisens Taufe! Der Vater taufte sie — der gute Vater. Sie ist der einzige Enkel, den er gesehen hat. Wie viel glücklicher sind wir, denn wir haben deren schon drei, und der kleine Willi ist ein wahrer Engel, fast so schön, wie Elise als Kind war. Wenn uns damals Jemand gesagt hätte, daß wir bei der Taufe ihrer Kinder uns wieder so freuen würden, wir hätten's ihm nicht geglaubt. Aber Emanuel, so froh und vergnügt wie damals, wo die zwei Flaschen Ungar von den Grenzbauden getrunken wurden, waren wir bei den Taufen von Elisens Kindern doch nicht, obgleich es gewiß immer an Nichts gefehlt hat."

„Natürlich, man freut sich stets über seine eigenen Sachen und daher über seine eigenen Kinder am meisten, das liegt so im Menschen! Elise war aber wirklich ein Glückskind für uns, mit ihr wuchs auch unser

Wohlstand, und als sie 15 Jahre alt war und confirmirt wurde, legte ich den Grundstein zu unserem jetzigen schönen Hause."

„Ja, der liebe Gott hat Deinen Fleiß gesegnet, Du bist ein reicher, geachteter Kaufherr, kannst es mit Jedem im Gebirge aufnehmen und hast gewiß nicht Ursache, zu klagen."

„Das thue ich auch nicht, Johanna, es wäre Unrecht, aber wenn ich die Zeit, welche hinter mir liegt, noch einmal durchleben könnte, ich würde sie doch ganz anders benutzen, wie ich es gethan."

„Was könntest Du denn mehr erreichen, als Dir jetzt zu Theil geworden?"

„Vieles, Vieles, was ich Dir nicht sagen kann, was Du kaum verstehen würdest."

„Was ich kaum verstehen würde? ich glaube, wenn Du aufrichtig sein willst, müßtest Du sagen: was ich, Emanuel, selbst nicht verstehe."

„Es ist doch nicht so, wie Du glaubst — aber hier ist eine schöne Aussicht, hier laß uns ein Wenig ruhen, Johanna."

Sie waren während des Gespräches den Berg höher hinangestiegen und zu einer Schlucht gelangt, welche von einer mit schwarzen Tannen bewachsenen niederen Felswand begrenzt wurde. Auf beiden Seiten verengten steil ansteigende Berge das schmale Thal, in

welches, scharf gegen den Horizont abschneidend, der Kegel der Koppe hineinlugte und bei der klaren, durchsichtigen Luft so nahe erschien, als ob er dicht hinter den Tannen der Felswand emporstiege. Auf der anderen Seite sah man, von den malerischen Linien der Berge begrenzt, hinab in die lachende, hell vom Sonnenlicht beleuchtete Ebene des Hirschberger Thales.

Sie setzten sich am Fuße der Felswand unter einen Hollunder-Strauch und gaben sich eine Zeitlang schweigend dem Genusse dieser wunderbaren Aussicht hin.

„Es ist doch herrlich in unserem Gebirge," begann der Kaufherr wieder, „so weit ich auch gereist bin, es hat mir nirgendwo so gut gefallen."

„Also würdest Du nicht, wenn Du Dein Leben noch einmal verleben könntest, von hier fortziehen?" fragte sie lächelnd.

„Nein Johanna, das würde ich nicht, aber Vieles, ja ich möchte sagen, fast Alles würde ich ganz anders machen, als ich es gemacht habe."

„So?" bemerkte sie etwas beleidigt.

„Ja, darin liegt ja eben das Bedauernswerthe des menschlichen Daseins; wenn man jung ist, hat man keine Erfahrungen, man lebt in den Tag hinein, seinen Neigungen, Leidenschaften und Thorheiten sich hingebend; das köstliche Gut der Jugend selbst weiß man weder zu schätzen, noch zu benutzen. Man muß die

besten Jahre verlieren, vergeblich hinopfern, nur um sich zu überzeugen, daß man ein Thor gewesen; lediglich um erst zur Erkenntniß zu kommen, wie man hätte handeln sollen!"

„Wenn man diese Erfahrungen und Erkenntniß endlich erworben?"

„Dann ist man alt! — Dann fehlt wieder der Muth und die Kraft des jugendlichen Alters! So hat man stets das Eine ohne das Andere, nie etwas Ganzes, nie etwas Vollkommenes!"

„Ich bin nicht Deiner Meinung, glaube vielmehr, daß nur dem Alter die Erfahrung nützlich und gedeihlich ist, nicht der Jugend, das heißt in dem Sinne, wie Du es meinst."

„Ach wie thöricht! Wenn ich noch einmal jung sein könnte, was gäbe ich darum!"

„Was würde es Dir nützen? Der Tag, an welchem Du so alt wärest wie heute, würde doch wieder kommen, und Du würdest denselben Wunsch haben."

„Denselben gewiß nicht. Ich wünsche nicht jung zu sein, mit all den Mängeln meiner früheren Jugend behaftet, nur um dasselbe noch einmal zu durchleben, nein, gewiß nicht! Mit meinen jetzigen Kenntnissen, meinen jetzigen Erfahrungen ausgerüstet — ein junger Mann — die ganze Erde sollte mein werden!"

„Ja, könntest Du mit Deinem jetzigen Reichthum

anfangen — da würdest Du es allerdings weiter bringen — aber Du würdest mir vielleicht kein goldenes Kreuz kaufen," setzte sie traurig hinzu.

„Was liegt mir an dem Gelde, das ich jetzt besitze! das erwerbe ich mir in ein Paar Jahren doppelt und dreifach wieder; nein, ich will nur mich selbst, sowie ich jetzt bin, und dazu die Jugend!"

„Auch die Kindheit?"

„Nein, die Kindheit nicht, sie ist ein unbewußtes Leben, ich ersehne nur den Zeitpunkt zurück, wo der Mensch ein selbstständiges Wesen wird."

„Ich beneide Dich nicht um Deinen Wunsch, Emanuel," nahm die Frau das Gespräch wieder auf, nachdem Beide gedankenvoll eine Zeitlang geschwiegen, „und glaube auch kaum, daß die Erfüllung zu Deinem Glück führen könnte."

„Und Du möchtest nicht noch einmal wieder jung sein, Johanna?"

„Noch einmal wieder jung sein?" fragte sie sinnend, — „o! ja, aber nur, um noch einmal gerade so zu leben, wie ich gelebt habe, ach ja, es wäre herrlich und schön, wenn ich das könnte!"

„Gerade so, noch einmal gerade so leben? Dann müßtest Du also auch keine Erinnerung daran haben, daß Du schon einmal gelebt hättest, denn sonst könnte es nicht eben so sein?"

„Nein, nein, keine Erinnerung, was sollte mir die Erinnerung? Wenn ich wüßte, daß Alles schon einmal in gleicher Weise sich ereignet, würden ja alle meine Freuden von vorn herein zerstört werden.“

„Das ist ein thörichter, kindischer Wunsch, Johanna,“ entgegnete er leidenschaftlich erregt, „ohne die Erinnerung wäre eine zweite Jugend Nichts, ohne sie könnte ich mit der Jugend zugleich weder Erkenntniß und Erfahrung haben, welche jene mir allein werthvoll machen sollen. Wer mir so die Jugend wieder geben könnte, dem wollte ich gern mein ganzes Vermögen dafür opfern.“

Ein kalter Luftzug strich von der Felswand im Rücken der Sprechenden herab, unwillkürlich sahen sie sich um.

Droben stand, an eine hohe Tanne gelehnt, ein alter, aber kräftiger Mann; ein langer, weißer Bart wallte von seinem Kinne herab, und in der Hand trug er einen großen Stab, wie die Köhler.

„Ich habe Euere Worte gehört,“ sprach er mit tiefer, sonorer Stimme, „ich bin der Geist des Gebirges, der alte Rübezahl, und da Ihr brave und gute Leute seid und der Armen auch droben in den Bergen gedenkt, so will ich Eure Wünsche erfüllen! Ihr sollt die Jugend wieder haben! Ein Jeder nach seinem Verlangen! Wenn Ihr wieder so alt geworden

sein werdet, wie Ihr es in diesem Augenblick seid, sehen wir uns wieder!"

Bei diesen Worten schwenkte der Geist seinen Stab dreimal in der Luft, den beiden Menschen schwanden die Sinne, und sie lagen regungslos am Fuße der Felswand unter dem Hollunderstrauch.

2.

Es war ein klarer, milder Frühlings-Morgen, droben auf dem Kamme, sowie auf allen höheren Bergkuppen lag noch der Schnee, aber unten im Thal grünte und blühte es schon heiter und fröhlich, unbekümmert um die finster blickenden Bergriesen mit ihren weißen eisigen Häuptern. Am Rande einer Straße, welche sich in malerischen Windungen ziemlich steil eine Anhöhe hinaufzog, saß ein Jüngling und blickte mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Verwunderung in die Gegend; dann betrachtete er aufmerksam seinen Anzug, obgleich weder in der Landschaft, noch in seiner Kleidung irgend etwas Ungewöhnliches zu bemerken war. Die letztere bestand aus dem bescheidenen Anzuge eines Tagearbeiters, wie er unter den Webern und Bleichern vor hundert Jahren üblich.

„Wenn ich wüßte, wie ich hierher gekommen, und dazu in diesen Kleidern, so müßte ich lügen," sprach der Jüngling vor sich hin, „es kann sich nur Jemand

einen Scherz mit mir gemacht haben, obgleich es mir nicht klar werden will, wie dies eigentlich möglich gewesen. So darf ich jedoch unmöglich nach Hause gehen, was sollten die Leute von mir denken; ich wollte, ich hätte meinen Wagen hier. — Sonderbar, die Bäume fangen an nochmals auszuschlagen, und doch muß in der Nacht droben im Gebirge viel Schnee gefallen sein, der ganze Kamm und die Koppe sind weiß! — Ich glaube wahrhaftig, das ist eine Nachtigall; nie in meinem Leben habe ich im Herbste eine Nachtigall singen hören! — Da kommt der Gerichtsdiener; es wird am besten sein, ich binde dem ein Märchen auf und schicke ihn nach Hause, um meinen Wagen zu holen. — Heda, Greif! Guten Morgen! Komm Er einmal her! Er wundert sich wohl, mich in diesem Anzuge zu sehen, wir haben einen kleinen Scherz gehabt –"

Der Gerichtsdiener schaute den Sprecher mit einem keineswegs freundlichen Ausdrucke an und erwiederte dann in jenem anmaßenden Tone, welcher den unteren Wächtern der Gesetze besonders eigen zu sein pflegt: „Vor Allem rath' ich Ihm, junger Bengel, mich nicht „Er" zu nennen, versteht Er mich? Er weiß meinen Namen und daher auch, wer ich bin, königlicher Gerichtsbote und Exekutor! Was will Er nun eigentlich? Er scheint mir schon am frühen Morgen betrunken zu sein!"

„Aber, Greif!“ rief lachend der Jüngling, „kennt Er mich denn noch immer nicht? Ich sage Ihm ja, es ist ein kleiner Scherz. Kennt Er denn den Kaufmann Jäger nicht mehr?“

„Ich verbitte mir nun zum letzten Male solche dumme Redensarten und das Er-Nennen, hört Er? Warum soll ich den Herrn Kaufmann Jäger nicht kennen, der seit einem Jahre mit seinem Schwager die Handlung seines Vaters betreibt — denn kennt ja jedes Kind!“

„Die Handlung seines Vaters? Mit seinem Schwager?“ sprach der Jüngling vor sich hin und preßte unwillkürlich beide Hände an die Schläfe — „ich meine den alten Kaufmann Jäger,“ sagte er dann.

„Den alten Kaufmann Jäger? Ob ich den gekannt habe? Was das für eine dumme Frage ist. Es war ein braver Mann, von Allen geliebt und geachtet — ich habe noch nie einen so stattlichen Leichenzug gesehen, und noch jetzt sprechen die Leute immer mit Theilnahme von dem schrecklichen Unglück, was ihn und seine Frau betroffen hat.“

„Ein Unglück hat ihn betroffen?“ wiederholte der Jüngling, den Gerichtsdiener anstarrend.

„Er muß wohl nicht hier aus der Gegend, oder lange fort gewesen sein, denn sonst wüßte Er, daß im

Herbste vor einem Jahre der Kaufmann Jäger mit seiner Frau im Gebirge von einem Felsstück erschlagen worden sind."

„Der Kaufmann Jäger ist mit seiner Frau im Gebirge erschlagen," schrie der Jüngling aufspringend — „und schon begraben? Er ist verrückt, Greif, oder betrunken, oder toll, weintoll!"

„Was? solch ein Grünschnabel, so ein hergelaufener Vagabund nimmt sich heraus, obrigkeitliche Personen zu insultiren, und das in Ausübung meines Amtes! Wart', ich werd' Ihm die Mucken austreiben, marsch in's Loch! Er ist arretirt!"

„Wenn Er mich anrührt, so schlag' ich Ihn zu Boden," rief der Jüngling mit bebender Stimme — „und nun gehen Sie, Herr Greif," setzte er nach einiger Zeit hinzu, während der Gerichtsdiener unentschlossen dagestanden. „Nehmen Sie's nicht übel — ich habe wirklich etwas zu stark gefrühstückt — es war ein Scherz, hier ist ein Thaler — wir werden schon näher bekannt werden, es soll Sein — soll Ihr Schaden nicht sein!"

Der Gerichtsdiener nahm zuerst den Thaler, blickte dann den jungen Mann mit noch größerer Verwunderung an, verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Grinsen und erwiederte: „Man soll nie so früh am Tage geistiges Getränke zu sich nehmen, besonders in

Ihren Jahren, Herr, wo das Blut noch unbändig ist. Es hätte Ihnen leicht große Unannehmlichkeiten machen können. Aber für diesmal hat's Nichts zu sagen — wünsche einen guten Morgen!"

Damit ging der Mann des Gesetzes seines Weges, und der Jüngling setzte sich wieder auf den Rain am Graben und versank in tiefes Nachdenken, aus dem er nur zu erwachen schien, um verwundert bald wieder die Gegend, bald sich selbst zu betrachten.

„Sollte es wirklich kein Traum gewesen sein? Wirklich kein Traum?" sprach er vor sich hin. „Gestern war es Herbst, und jetzt ist es Frühling. Es war Abend, und nun ist es Morgen! Diese Hände sind nicht meine Hände, diese Glieder nicht meine Glieder — ich bin ein Anderer, ein vollkommen anderer Mensch! Wie nur mein Gesicht aussehen mag? Ob ich wirklich jung — wieder jung bin? Es wäre wunderbar, aber herrlich! In meiner Tasche ist Geld — vierundzwanzig Thaler, macht mit dem Thaler, den ich dem Gerichtsboten gegeben, gerade so viel, als ich beim Tode meines Vaters hatte, wo ich zum ersten Male jung war. Vor Allem Gewißheit! Ein Spiegel — das ist das Nöthigste, was ich brauche."

Mit diesen Worten sprang er auf und eilte raschen Schrittes fort, erreichte bald das nahe gelegene Dorf und die darin befindliche Schenke.

„Ein gutes Frühstück!“ rief er der Wirthin zu, „draußen unter der Linde!“

Mit diesen Worten trat er rasch in die Stube und starrte in den darin hängenden kleinen, halb erblindeten Spiegel. Ein jugendliches, frisches Gesicht blickte ihn daraus an, mit dunkeln Locken, hellen Augen und den ersten Keimen des Bartes auf der Oberlippe. Der Inhaber desselben hatte alle Ursache, zufrieden zu sein — aber er starrte noch immer regungslos in den Spiegel.

„Ist das auch wirklich ein Spiegel?“ fragte er sich endlich, „oder ein Bild – nein, es ist ein Spiegel, es bewegt sich! – So sehe ich also aus! Es ist also kein Traum, ich müßte denn auch jetzt noch träumen — und ich wache doch! Ich bin also wieder jung! Jung, mit allen Kenntnissen, Erfahrungen und Erinnerungen meines früheren Lebens! — — Ich muß mich erst fassen, zu mir selbst kommen, nachdenken! Ja, nachdenken, überlegen, wie ich nur das neue Leben von vorn hinein vernünftig und weise einrichte, damit ich Diejenigen überhole, welche jung sind, ohne Erfahrungen, und Diejenigen, welche in der Erlangung ihrer Erfahrung alt geworden.“

Er setzte sich draußen auf die Bank unter der Linde; die Wirthin brachte das bestellte Frühstück, aber er beachtete es nicht und war so in seinen Gedanken ver-

loren, daß er erst durch die Mahnung zum Bezahlen unangenehm daraus aufgeweckt wurde.

„Ja, ja,“ sagte er, „Ihr wollt Geld. Hat es solche Eile? Glaubt Ihr, ich würde Euch damit durchgehen?“

„Das gerade nicht,“ erwiederte die Frau, den erhaltenen zweiten Thaler wechselnd, „aber es wäre nicht das erste Mal, daß mir dergleichen begegnet.“

„Nun, so macht Euch bezahlt und laßt mich in Ruhe.“

„Recht gern, bin so nicht im Mindesten aufgelegt, meine Zeit zu versäumen.“

Er hörte kaum, was sie sagte, hatte den Kopf auf die Hand gestützt und seufzte, daß es nun gewiß das Mitleid der Wirthin erregt haben würde, wenn sie noch da gewesen.

„Ich vermag mich noch immer nicht zu fassen,“ sprach er dann wieder vor sich hin, „darüber, daß meine gute Johanna auch hat sterben müssen. — Wir haben so lange in Frieden und Glück mit einander gelebt — und jetzt soll sie, wie ich selbst, oder vielmehr wie der Kaufherr Jäger, der ich früher war, schon anderthalb Jahre todt sein!“ Bei diesen Worten fing er an zu weinen und vermochte sich ungeachtet aller Mühe, die er sich gab, lange nicht zu beruhigen. „Und meine

Kinder und Enkel? — Natürlich, die kennen mich nicht mehr! Ich kann doch nicht zugleich Vater und Großvater und auch ein Jüngling von zwanzig Jahren sein, das ist nicht möglich! — Ob Johanna auch wieder jung geworden ist? Der Rübezahl versprach ja, wir sollten Beide die Jugend wieder erhalten. Vielleicht finde ich sie, und dann — dann — nun, dann werden wir ja sehen! Kennen wird sie mich nicht, und über das Verlieben und derartige Thorheiten bin ich hinaus, das habe ich in der Jugend abgemacht."

Bei diesen Reflexionen begann er endlich zu frühstücken, hörte jedoch bald wieder auf, weil ihm die Speisen nicht zusagten.

„Die Butter ist alt und ranzig, der Käse abscheulich und das Brod gerade für die Pferde. Wie mir nur das Weib so Etwas bringen kann! Heda! — Doch — ich hätte beinahe vergessen, ich bin ja nicht mehr der reiche Kaufherr, sondern der arme, junge Weberbursche, und für den — ist das Frühstück vielleicht noch zu theuer. Ich muß mich wieder an die einfache, gesündere Kost gewöhnen! Wenn man jung ist, schmeckt uns ja Alles, Wasser besser als Wein, und Brod besser als Braten und Kuchen. — Hat aber Alles seine zwei Seiten, besonders wenn man es früher besser gekannt und weiß, daß der Wein doch angenehmer mundet, wie Wasser, und dies Pferdebrod keine Kost für einen

anständigen Menschen ist. Aber was hilft es, bald soll es besser sein. Es heißt, aller Anfang ist schwer, ich hoffe, mir soll er leicht werden. — Daß ich bei meinem Wunsche, wieder jung zu werden, die Kindheit ausgeschlossen," fuhr er nach einer Pause fort, „war sehr wohl gethan, ich erkenne das jetzt mehr, wie je. Wenn ich nochmals mit Bewußtsein und gereiftem Verstand hätte geboren werden sollen, in den Windeln gelegen, vielleicht eine Amme gehabt — nein! das wäre doch etwas zu jugendlich für mich gewesen! Und dann die Schule, diese pedantischen Lehrer und all die ungezogenen, schmutzigen, widerlichen Jungen, meine ausschließlichen Gefährten! Pfui! Und dabei meine Pläne über die Hebung unserer Leinen-Industrie, über die Anbahnung neuer Handelsverbindungen, namentlich nach der Türkei und Persien. — Ja, es war sehr, sehr weise," fuhr er sinnend fort, „daß ich die Kindheit in den Kauf gegeben, und ich glaube, es hätte sogar Nichts geschadet, wenn ich auch einige Jahre des unreifen Jünglings-Alters dazu gelegt. Warum nun gerade anderthalb Jahre seit meinem Tode vergangen sein mögen? Nun, einen Anfang mußte die Sache doch nehmen, und sterben mußte ich auch erst — dagegen läßt sich Nichts sagen, denn ich konnte nicht in zwei Gestalten auf der Erde herumgehen, in einer älteren — alt, was man eigentlich alt nennt, war ich noch

lange nicht, als ich zum ersten Male aufhörte zu leben — und in einer jüngeren. Daß ich nicht unmittelbar nach meinem Tode verjüngt erschienen bin, ist mir lieb, es würde mich zu schmerzlich berührt haben, wenn ich mich selbst hätte begraben sehen, vielleicht gar dem Leichenzuge mich angeschlossen. Es ist schon so besser. — Die Trauerzeit ist jetzt vollständig vorüber, und ich kann nun, ohne mich gegen mich selbst zu versündigen, mit frischem Muth meine neue Jugend beginnen. Aber wem soll ich nun meine Kenntnisse und Erfahrungen zuwenden? Vorläufig bedarf ich einer Hilfe — der Hilfe des Capitals, ohne welche die Intelligenz wenig nützt. Soll ich zu meinen Kindern gehen? — sie kennen mich ja nicht. Nein, da komme ich von vorn herein in eine schiefe Stellung. Die großen Vortheile und allen Gewinn, den ich erziele, werde ich mit ihnen theilen müssen — ich könnte schon nicht anders — das will ich nicht! Gegen Fremde habe ich keine Rücksichten zu nehmen. Aber, wen mache ich des Glückes meiner Hilfe theilhaftig? Friedenberg ist ein hochnasiger, eingebildeter Mensch, mit dem ich nie gut gestanden, auch hatte er vor Zeiten eine heimliche Neigung zu meiner Frau, — Jakob Fischer und Söhne haben immer geglaubt, Alles besser zu wissen, was soll ich denen den Schatz meiner Erfahrungen mittheilen! Philipp Heß? dem habe ich nie getraut, seine Waaren sind unrein,

gemischt; er läßt das Einschlagen von Baumwolle nicht, da würde ich mein ganzes Renommé verlieren. Es bliebe nun noch Andreas Mahlmann — allerdings ein wenig von sich eingenommen, aber sonst ein rechtschaffener, braver Mann. Ich habe nicht viel Auswahl mehr, so sei er es denn, dem durch eine sonderbare Fügung des Zufalls dieses große Glück zu Theil werden soll!"

Nachdem er zu diesem Entschlusse gekommen war, sprang er auf und setzte eilig seinen Weg nach der Stadt fort. Er überlegte jedoch weiter, denn er that Nichts ohne reifliche Ueberlegung, daß er in dem Anzuge eines Tagearbeiters bei der Ausführung seines Planes auf mehrfache Hindernisse stoßen würde, es daher vor allen Dingen nöthig sei, sich andere Kleider zu verschaffen.

Die Menschen urtheilen nach dem äußern Schein, dachte er mit Recht, und Mahlmann wird mir schwerlich eine Stelle in seinem Comptoir geben, oder mich als Compagnon annehmen, wenn ich wie ein Webergeselle vor ihm erscheine. Die Beschaffung eines passenden Anzuges war aber damals und besonders in der kleinen Gebirgsstadt keineswegs so leicht, wie jetzt. Fertige Kleider gab es nicht, der junge Mann mußte sich daher an einen Schneider wenden, Tuch und Manchester selbst kaufen und konnte ungeachtet der Eile,

mit welcher er die Sache betrieb, doch erst nach einer Woche in den Besitz der gewünschten Kleidungsstücke gelangen.

Während dieser Zeit lebte er sehr zurückgezogen in einer kleinen Bodenkammer, denn seine Baarschaft hatte einen gewaltigen Stoß erlitten, und ging nur des Abends aus, um nicht in seinem jetzigen Anzuge gesehen zu werden. Es waren dies sehr unangenehme, mit schwer empfundenen Entbehrungen verknüpfte Tage; er tröstete sich jedoch damit, daß sie bald vorübergehen würden. Er hatte sich Schütz genannt, theils aus Anhänglichkeit an seinen früheren Namen: Jäger; theils weil er gefunden, das Schützen gewöhnlich auch gute Jäger, Jäger aber nicht immer gute Schützen seien. Schmerzlich war er durch das zufällige Wiedersehen seiner Kinder und Enkel berührt worden, und so sehr er es sich selbst auch klar machte, daß ihn diese jetzt Nichts mehr angingen und für ihn fremde Menschen sein müßten, er hatte doch die Thränen nicht zurückhalten können darüber, daß der kleine Willi sich vor ihm gefürchtet und schreiend davongelaufen war, als er ihn hatte küssen wollen. Noch mehr hatte ihn der Schmerz übermannt, als er eines Abends sich hatte verleiten lassen, auf den Kirchhof zu gehen, um das Grab seiner guten Johanna und sein eigenes zu besuchen. Es war eine kummervolle Nacht, die auf diesen

Abend folgte, und er hatte sich, nachdem er lange geweint, fest vorgenommen, alle und jede derartige nutzlose Aufregung künftig zu vermeiden und mit sicherem, festen Blick seine Pläne für die Zukunft zu verfolgen.

Endlich waren die Kleider fertig, ein ordentliches Halstuch, auch eine Perrücke gekauft, und der junge Schütz konnte nun seinen Besuch bei Mahlmann abstatten.

„Was steht zu Diensten?" fragte der Kaufmann, „ich bin sehr beschäftigt —"

„Herr Mahlmann," erwiederte der Angeredete nicht ohne eine gewisse Bangigkeit, über die er sich aber zugleich im Stillen ärgerte, „ich komme, um Ihnen meine Dienste anzubieten, welche, wenn Sie meine Fähigkeiten und Kenntnisse geprüft haben werden, Ihnen vielleicht nicht werthlos erscheinen dürften."

Der Kaufmann blickte den jungen, kaum zwanzigjährigen Mann bei diesen ziemlich auffallenden Worten verwundert an. „Und worin könnten diese werthvollen Dienste bestehen," fragte er dann mit einem spöttischen Lächeln; „können Sie schreiben?"

„Schreiben? — Ich will diese Frage entschuldigen, Herr Mahlmann, obgleich ich schon vor fünfzehn Jahren ein Buch über die Kunst, zierlich zu schreiben, herausgegeben habe."

„Wie sagten Sie," erwiederte der Kaufmann, den jungen Mann mit einer Mischung von Hohn und Verwunderung betrachtend — „Sie haben vor fünfzehn Jahren — Sie müssen wirklich sehr früh angefangen haben! Wie alt sind Sie eigentlich, wenn ich fragen darf?"

Das Buch über die Kunst, zierlich zu schreiben, war eine von des alten Jäger's größten Schwächen gewesen, weshalb er sich auch jetzt durch die Erinnerung daran zu der übereilten Antwort hatte hinreißen lassen; der junge Schütz beeilte sich, sein Versehen wieder gut zu machen.

„Ich versprach mich," sagte er, „nicht herausgegeben, nur gelesen und sorgfältig studirt habe ich das Werk; der Verfasser lebte, glaube ich, am hiesigen Orte."

„Ach, Sie meinen das Buch vom seligen Jäger! Nun, da hätten Sie auch etwas Besseres und Vernünftigeres lesen und studiren können! Mein Freund Jäger war ein tüchtiger Kaufmann und ein braver Mann, aber wie ihn seine Eitelkeit hat verleiten können, solch' dummes Zeug drucken zu lassen, ist mir stets unbegreiflich geblieben."

„So?" entgegnete der junge Mann, welcher sich bei diesen höhnischen und absprechenden Worten im Innersten verletzt fühlte, mit vor Aufregung gerötheten

Wangen. „Es befremdet mich, daß Sie das dem seligen Jäger niemals selbst gesagt haben!“

„Ich glaube darüber Ihnen keine Rechenschaft schuldig zu sein!“ fuhr der Kaufmann zornig auf. „Sie haben überhaupt eine sonderbare Art, sich auszudrücken. Was wollen Sie eigentlich? Meine Zeit ist kostbar; ich bitte endlich zur Sache!“

„Nehmen Sie mir jene Aeußerung nicht übel, Herr Mahlmann, sie geschah aus alter Anhänglichkeit, aus — doch gleichviel — ich bin gekommen, um Ihnen meine Dienste anzubieten. Ich bin in allen kaufmännischen Geschäften erfahren, habe namentlich die genauesten Kenntnisse vom Leinwandhandel und bin im Stande, Ihnen Verbindungen zu eröffnen, die den Gewinn Ihres jetzigen Geschäftes um das Doppelte steigern würden. Dafür verlange ich Nichts, als die Hälfte dieses reinen Mehrgewinnes. Es ist ein Anerbieten, wobei Sie Nichts verlieren können, keiner besonderen Geldopfer bedürfen, und welches Sie, oder, wenn ich so sagen darf, uns, bald die ganze Leinen-Industrie des Gebirges zinsbar machen würde.“

Der Kaufmann hatte mit steigender Verwunderung zugehört, er wußte nicht, was er von Allem diesem denken sollte. Ein fremder, kaum den Knabenjahren entwachsener junger Mensch erklärte ein vollendeter Kaufmann zu sein und sprach von großen, gewinn-

bringenden Unternehmungen, als ob er sie nur aus dem Aermel schütteln dürfe. Es kam ihm der Gedanke, es müsse in dem Kopfe des Jünglings nicht ganz richtig sein, und dies allein bewog ihn, das Gespräch nicht sofort abzubrechen.

„Sie bieten mir da sehr große Vortheile," erwiederte er. „Wie heißen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Schütz, Eduard Schütz!"

„Woher?"

„Aus Böhmen."

„Und in welchem Handlungshause haben Sie conditionirt?"

„Ich habe es vorgezogen, mir meine Ausbildung anderweitig und durch eigene Anschauung zu verschaffen."

„So, so. — Anderweitig und durch eigene Anschauung — allerdings ein nicht ganz gewöhnlicher Weg. — Aber — entwickeln Sie Ihren Plan doch Etwas näher, Sie werden einsehen, daß mich so allgemeine Redensarten zu Nichts bestimmen können."

„Das sehe ich vollkommen ein, mein Herr," fuhr der junge Schütz mit Selbstgefühl fort, „so hören Sie denn. Die Türkei und alle Länder Asiens, die mit ihr in direktem Handelsverkehr stehen, haben angefangen, schlesisches Leinen, wenn auch für jetzt noch in geringem Maße, einzuführen. Nicht schwere Waare oder Creas,

nein, leichtes, am besten Schleierleinen, wie es das Klima jener Gegenden erheischt. Es ist ganz unzweifelhaft, daß dieser Absatzweg in wenigen Jahren sehr bedeutend und von allen Fabrikanten benutzt werden wird. Jetzt handelt es sich darum, der Erste zu sein, der die möglichst größten Massen auf den dortigen Markt bringt, um von den zur Zeit noch sehr hohen Preisen, welche die Concurrenz bald herabdrücken wird, Nutzen zu ziehen."

Der Kaufmann wurde immer zweifelhafter, was er von dem jungen Menschen denken sollte. „Und Sie rathen deshalb —" schaltete er ein.

„Ich rathe deshalb, alle Leinwand dieser Gattung, welche käuflich ist, zu erwerben und sie theils nach Venedig an das Haus Belzani und Compagnie, theils nach Hamburg an Böhmer und Söhne zur Spedition nach Constantinopel und Smyrna zu senden."

Bei dieser Mittheilung veränderten sich plötzlich die Züge des Kaufmanns, und die Verwunderung machte einem lauernden, zornigen Ausdrucke Platz.

„Sind Ihnen diese Häuser bekannt?" fragte er.

„Belzani und Compagnie ist eines der solidesten Handlungshäuser Venedigs, Sie werden wohl selbst mit demselben in Verbindung stehen; eben so Böhmer in Hamburg, den ich persönlich kenne, und mit dem ich noch vor drei Monaten diesen Gegenstand ausführlich

besprochen habe. Ich würde auch nicht abgeneigt sein, die Leinen selbst nach Hamburg zu bringen und das Geschäft dort zu besorgen."

„So? Ihre Anerbietungen sind wirklich einer reiflichen Erwägung werth. — Erlauben Sie jedoch einen Augenblick — ich stehe sogleich wieder zu Diensten." Mit diesen Worten verließ der Kaufmann das Zimmer und ließ den jungen Mann allein, welcher sich froh erregt im Stillen der Freude über das Gelingen seines Planes hingab. Er behielt hierzu hinreichend Zeit, denn es dauerte lange, ehe der Kaufmann zurückkehrte, und als dies endlich geschah, war er nicht allein, sondern in Begleitung des Gerichtsboten.

„Nun will ich Ihnen meine Antwort auf den mir gemachten Vorschlag geben. Hören Sie genau zu," sagte er, den jungen Mann mit spöttischem Lächeln betrachtend. „Ich habe Belzani in Venedig bis zu diesem Augenblick immer für einen ehrlichen Mann gehalten, der nur durch unglückliche Spekulationen dahin gekommen, seine Zahlungen einzustellen. Daß er geglaubt hat, letzteres sei hier noch nicht bekannt, zeigt, daß er uns für sehr unvorsichtig und schlecht unterrichtet hält; daß er aber einen so jungen, unerfahrenen Menschen, wie Sie, hierher schickt, um einen großartigen Betrug auszuführen, beweist, daß er nicht nur ein Schuft, sondern auch ein dummer Schuft ist. Ob

die Spekulation mit der großen Sendung nach Hamburg, welche Sie die Güte haben wollten, selbst zu übernehmen, auch für Rechnung von Belzani oder auf Ihre eigene gehen sollte, wird die gerichtliche Untersuchung näher herausstellen, welche auch ergeben wird, warum es Herrn Belzani beliebt hat, sich eines so dummen Agenten zu bedienen, der sofort mit der Thüre in das Haus fällt und so dreist ist, mir zu sagen, daß er noch vor drei Monaten mit Böhmer in Hamburg gesprochen, obgleich dieser bereits vor einem Jahre gestorben ist. Sie sind noch sehr jung," fügte er höhnisch hinzu, „und können es weit bringen! Vorläufig wollen wir Sie aber unschädlich machen! — Greif, ich habe dem Herrn Nichts mehr zu sagen!"

„Herr Mahlmann!" rief der junge Mann in der größten Bestürzung — „Sie glauben doch nicht — ich schwöre Ihnen —"

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!" sagte der Gerichtsbote, „schwören können Sie nachher, so viel Sie wollen. — Ah — das ist ja der Vogel von der Landstraße! Sieh', sieh'! hat sich schon einfangen lassen? Das ist ja schnell gegangen!"

„Kennt Er den Menschen, Greif?" fragte begierig der Kaufmann.

„Versteht sich, versteht sich! Er saß in der vorigen Woche Morgens an der Straße, hatte aber ganz andere

Kleider an, war grob, tractirte mich per „Er." Ich wollte ihn schon damals arretiren, aber er bat nachher sehr demüthig und gab mir einen Thaler — da ließ ich ihn laufen."

„So? — Also verkleidet und viel Geld? Nun, die Sache ist unzweifelhaft! — Führt ihn ab, Greif!"

Der junge Mann machte weiter keinen vergeblichen Versuch, sich zu rechtfertigen, und befand sich daher kurze Zeit nachher in einem kleinen, feuchten Gefängnisse mit der vollen Freiheit, über sein Schicksal reiflich und ungestört nachzudenken.

3.

Die Betrachtungen des Gefangenen waren der traurigsten Art; am meisten schmerzte ihn, daß er sich nach reiflichem Nachdenken selbst die bittersten Vorwürfe machen und sich einer unverzeihlichen Unklugheit Schuld geben mußte. „Was nützen mir meine vieljährigen Erfahrungen," sagte er sich selbst, „wenn ich sie so wenig beachte; wenn ich vergesse, daß ich vor anderthalb Jahren gestorben bin, und in dieser Zeit sich die Verhältnisse geändert haben und auch noch andere Menschen gestorben sein können; wenn ich nicht berücksichtige, daß man einem kaum erwachsenen Jungen, wie ich jetzt einer bin, keinen Glauben schenken und mit Mißtrauen ansehen wird, wenn er sich für einen erfah-

renen Kaufmann ausgiebt und Pläne zu neuen und ungewöhnlichen Speculationen vorbringt? Ich bin sehr thöricht gewesen und hätte bedenken sollen, daß es nothwendig war, vorerst ganz meinem jetzigen Alter gemäß aufzutreten und mir so nach und nach Vertrauen zu erwerben. Meine Kenntnisse und Fähigkeiten würden sich dann schon von selbst gezeigt haben, ich wäre unentbehrlich geworden, hätte mir Etwas ersparen können und dann, einmal mein eigener Herr, leicht das Ziel erreicht. — Jetzt ist leider auf lange Zeit Alles verloren!" — Diese trüben Reflexionen wurden noch vermehrt durch die ihm beiwohnende Erkenntniß, daß die eingeleitete Untersuchung Jahre lang dauern und am Ende dennoch sehr nachtheilig für ihn ausfallen könne. Ihm war der schleppende Gang der damaligen Justiz hinlänglich bekannt, und er blickte nicht in die Zukunft mit dem leichten, heiteren Sinn der Jugend, welcher drohende Leiden und Gefahren verkleinert, sondern mit den gereiften Erfahrungen des Alters, welches sie stets in trüberen, schwärzeren Farben erscheinen läßt.

Sein Schicksal nahm jedoch unerwartet eine günstigere Wendung, als er selbst geglaubt hatte. Die Nachricht, daß das Haus Belzani in Venedig im Begriffe stehe, seine Zahlungen einzustellen, ergab sich als ein unbegründetes Gerücht, und da somit der Verdacht eines Betruges verschwand, so war man endlich genö=

thigt, auch den unbekannten jungen Mann, nachdem man 6 Monate von Zeit zu Zeit Verhöre mit ihm abgehalten, wieder zu entlassen, hielt es jedoch für gerechtfertigt, damit den Befehl zu verbinden, den heimathlosen Vagabunden aus der Stadt zu verweisen.

Der Kaufmann Mahlmann, welcher im Stillen den ihm auf so sonderbare Weise gewordenen Rath benutzt und schon erhebliche Vortheile daraus gezogen hatte, war so gutmüthig, eine Art von moralischer Verpflichtung gegen den jungen Menschen anzuerkennen, und gab ihm eine Empfehlung an einen Handelsfreund in einer 10 Meilen entfernten kleinen Stadt, nachdem er derselben eine längere Ermahnung, stets nur auf rechtlichen Wegen sein Fortkommen zu suchen, und ein Reisegeld von 5 Thalern hinzugefügt hatte.

Mit dieser geringen Baarschaft verließ der junge Schütz nicht ohne tiefen Schmerz eine Gegend, in welcher er, von Allen geliebt und geehrt, 56 Jahre gelebt hatte, wo seine Kinder und Enkel wohnten, und er selbst und seine Johanna begraben lagen! — Eine tiefe Melancholie hatte sich seiner bemächtigt und stimmte wenig zu den jugendlichen, jetzt allerdings blassen Zügen seines Gesichtes. Er gab sich alle Mühe, dieser Stimmung Herr zu werden, denn sein Verstand machte es ihm klar, daß er jetzt als junger Mann auch jugendlich empfinden und sich den so oft von ihm, als er noch alt

war, beneideten Freuden der Jugend ergeben müsse. Weshalb war er denn sonst eigentlich wieder jung geworden? Das zweite Alter wird eben so gewiß kommen, wie das erste, dachte er, ich will mir daher die Tage meiner Jugend, die ich ohnehin theuer genug erkauft habe, nicht verkümmern, sondern fröhlich in den Tag hineinleben, wie ich es früher gethan, die Zukunft zwar im Auge behalten, mir aber die Gegenwart deshalb nicht verderben. Mit diesem Entschlusse, dessen Richtigkeit er anerkannte, dessen Ausführung ihm jedoch keineswegs leicht, vielmehr nur durch Ausdauer und festen Willen erreichbar erschien, gelangte er an den Ort seiner neuen Bestimmung. Er gab Mahlmann's Empfehlungs-Brief ab und wurde nach einem ziemlich langen Examen, in welchem er jedoch seine Kenntnisse kluger Weise zum größten Theile verheimlichte, als Commis angenommen, mit freier Station und 3 Thaler monatlichem Salair. Es war dies allerdings sehr wenig, aber er sagte sich, daß es wenigstens ein Anfang sei, und seine Lage, sobald man seine Fähigkeiten erst vollständig erkannt haben würde, sich unbedingt und schnell verbessern müsse.

Sein nunmehriger Prinzipal, mit dem er früher ebenfalls in vielfachem Geschäftsverkehr gestanden, der Kaufmann Althaus, war ein Mann von ziemlich beschränktem Geiste, der sein Geschäft streng in den her-

gebrachten Formen weiter führte, ein Feind jeder Neuerung und jeder nur einiger Maßen gewagten Speculation. Er ging stets sicher und zog es vor, sich lieber mit einem kleinen Gewinn zu begnügen, als bei einem muthmaßlich größeren irgend Etwas auf das Spiel zu setzen.

Der junge Schütz kannte ihn aus seinen früheren Verhältnissen und hatte öfter Gelegenheit gehabt, seine Ansichten mit ihm auszutauschen. Er hütete sich jetzt jedoch, dies in irgend einer Weise merken zu lassen, unterordnete sich vielmehr in jeder Beziehung und gewann dadurch nach und nach wirklich in so weit das Vertrauen seines Brodherrn, wie dies bei dessen mißtrauischem Charakter überhaupt möglich war.

Seit seinem Eintritte in dies Haus war nunmehr ein Jahr verflossen. Das Salair hatte man auf 5 Thaler monatlich erhöht, ihm die Führung der Bücher anvertraut, ihm auch den größten Theil der ausländischen Correspondenz übertragen, weil man gefunden, daß er wirklich außergewöhnlich in all' diesen Dingen befähigt sei. Schütz war so klug gewesen, sich den Anschein zu geben, als ob er dies Alles erst in dem Althaus'schen Comptoir gelernt habe, und es dahin gebracht, allgemein für einen sehr unterrichteten, soliden, wenn auch etwas verschlossenen und altklugen jungen Mann zu gelten. Seine Alters-Genossen mieden und verspotte-

ten ihn, nachdem er den verunglückten Versuch gemacht hatte, sich ihnen anzuschließen und sich an ihren Vergnügungen zu betheiligen. Es war ihm ungeachtet seiner durch Reflexion gewonnenen Ueberzeugung, daß dies nöthig und für ihn passend und genußreich sein müsse, nicht möglich gewesen, diesen faden Unterhaltungen von Liebeleien und anderen Thorheiten, diesen unreifen und doch mit so vieler Selbstüberschätzung ausgesprochenen Ansichten, oder gar den wilden, wüsten Trinkgelagen für die Dauer Geschmack abzugewinnen; man hatte sein belehrendes, trockenes Wesen verhöhnt und verspottet und ihn endlich zu dem Entschlusse gebracht, den Umgang mit seinen Alters-Genossen auf die äußerste Nothwendigkeit zu beschränken. Die dadurch beleidigte Jugend rächte sich in ihrer Weise durch Spott und Hohn, nannte ihn den „Papa Schütz" und machte ihn bei jeder Gelegenheit zur Zielscheibe ihrer keineswegs feinen Witzeleien.

Er trug dies mit der Fassung eines Stoikers. Was lag ihm an der Gunst dieser unreifen Jungen, er suchte den Umgang erfahrener und verständiger Männer, zu denen er sich seiner Neigung nach ohnehin mehr hingezogen fühlte.

Hier ging es ihm jedoch nicht besser. Im Anfange nahm man ihn zwar mit Wohlwollen auf, lobte ihn wegen seiner Solidität und seiner Wißbegierde, sprach

mit ihm in belehrendem, väterlichem Tone, fand jedoch seine öfter wiederkehrende Anwesenheit bald lästig, fühlte sich in vielen Arten der Unterhaltung genirt und kam zuletzt zu dem Schlusse, daß es eine Zudringlichkeit und Anmaßung sei, wenn ein so junger Mensch sich in die Gesellschaft älterer, erfahrener Männer dränge, jedes Wort aufschnappe, vielleicht weiter erzähle und es sich sogar zuweilen herausnehme, selbst mitzusprechen und seine unreifen Ansichten zum Besten zu geben.

Vermöge seiner vieljährigen Erfahrung und Menschenkenntniß fühlte der junge Schütz dies sehr bald heraus und zog sich zurück. So stand er denn allein, von seinen Alters-Genossen gemieden, weil sie ihn zu alt, und von Denen, welchen er an Erfahrung und Einsicht gleich stand, zurückgewiesen, weil man ihn zu jung fand. Er wurde menschenscheu und verschlossen und brütete dabei Tag und Nacht über die Mittel, sich rasch eine angenehme, heitere und lebensfrohe Existenz zu verschaffen. Das Resultat seines Nachdenkens war diesmal, sich zu verheirathen und eine reiche Frau zu nehmen.

Auf diese Weise, sagte er sich mit Recht, komme ich am leichtesten zum Ziele, ich erlange Vermögen, Selbstständigkeit, kann nach eigenem Willen handeln und speculiren und werde als verheiratheter, reicher Mann,

wenn ich auch noch jung bin, doch überall gern gesehen werden. Aber auf wen richte ich meine Wahl? Soll ich ein junges Mädchen heirathen? Ach! diese jungen Mädchen haben für mich keine Reize! Ihre Schönheit verlockt mich nicht mehr, und ihr nur auf Aeußerlichkeiten und jugendliche Thorheiten gerichteter Sinn ist mir zuwider. Dazu kommen dann schlaflose Nächte, Kindergeschrei und alle die Quälereien und Rücksichten, welche eine Frau zeitweise in Anspruch nimmt, ich kenne dies aus Erfahrung zur Genüge! Für einen wirklich älteren Mann mag ein Reiz darin liegen, ein junges Mädchen zu heirathen, sie ist ihm gleichsam die Verkörperung seiner jugendlichen Erinnerungen — aber für mich? Ich bin ja selbst jung und habe an meiner eigenen Jugend ohnehin genug, ich bedarf wahrlich keiner zweiten! Auf der andern Seite hat es wieder große Bedenken, eine ältere Frau zu heirathen; die alten Jungfern namentlich haben ihre festgesetzten Gewohnheiten und Eigenheiten, sind in der Regel eigensinnig und störrisch, dabei, einmal angeregt, gewöhnlich sehr verliebter Complexion, was keineswegees angenehm sein kann. Eine junge Frau ist jedenfalls eher zu leiten und zu erziehen, als eine alte, welche schon geleitet und vollständig erzogen oder verzogen ist. Zudem ist der nähere Umgang mit einer jungen doch am Ende vorzuziehen, und da ich nun eine von beiden Gattungen

wählen muß, so will ich mich für die letztere entscheiden und mit der Tochter des Herrn Althaus den Versuch machen. Der Vater ist sechszig, sie, das einzige Kind, wird daher sein Vermögen erben, welcher Zeitpunkt nach menschlicher Berechnung nicht zu fern sein kann. Dies Vermögen könnte allerdings bedeutender sein, indeß es soll sich in meinem Besitze bald vergrößern, und was das Kindergeschrei betrifft, so werde ich Sorge tragen, dadurch nicht zu viel belästigt zu werden.

Dies waren die Gedanken, welche den jungen Schütz bestimmten, seine Bewerbungen um die Gunst der 17jährigen Tochter seines Prinzipals unverzüglich zu beginnen.

Rosalie war keine classische Schönheit, aber ein blühendes, hübsches Mädchen voll Anmuth und Schelmerei, aufgezogen unter dem Einfluß der Etwas pedantischen Ansichten ihres Vaters und deshalb in Beziehung auf geistige Ausbildung kaum in dem Nöthigsten unterrichtet. Mädchen sollen keine Gelehrten werden, war der Grundsatz ihres Vaters. Lesen, Schreiben und die vier Species ist Alles, was sie zu wissen nöthig haben, aber die Haushaltung müssen sie verstehen: Kochen, Spinnen, Stricken, Sticken, Nähen, Backen und was noch sonst dazu gehört, ordentlich und aus dem Grunde. Nach diesen Ansichten war Rosalie erzogen, und da sie vielen natürlichen Verstand besaß,

wußte sie leicht die Mängel ihrer Kenntnisse zu verbergen, welche zur damaligen Zeit ohnehin von Niemandem als solche angesehen wurden.

Nachdem der junge Schütz darüber mit sich im Klaren war, seine Bewerbungen bei Rosalien zu beginnen und möglichst rasch zu betreiben, nachdem er auch seine aufgestiegenen Bedenken, daß es doch eigentlich sehr unrecht sei, mit so einem gänzlich unerfahrenen und unschuldigen Mädchen über Dinge, wie Liebe und Heirathen zu sprechen, dadurch gehoben hatte, daß er sich vorgenommen, dies auf eine äußerst verblümte und feine Weise zu thun, schritt er zum Angriff, wozu Rosaliens achtzehnter Geburtstag ihm eine willkommene Gelegenheit darbot. Sie hatte sich nach Empfangnahme der Geschenke und Glückwünsche in den Garten zurückgezogen und saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, im Schatten einer dichten Laube.

Schütz trat zu ihr, einen zierlichen Blumenstrauß in der Hand, und wollte seine vorher reiflich überlegten Worte anbringen, als sie ihm zuvorkam.

„Ach, Herr Schütz!“ rief sie muthwillig lachend, „Sie wollen gewiß noch Ihre Gratulation abstatten — ich bedauere, es wird Nichts mehr angenommen, die Cour ist vorüber, die Königin des Festes hat sich in ihre inneren Gemächer zurückgezogen!“

„Theuerste Mademoiselle,“ erwiederte der Angere=

dete mit ernster Miene, „gestatten Sie bei mir eine Ausnahme; es geschieht nicht aus Vergeßlichkeit oder Nachlässigkeit, daß ich so spät erscheine, sondern aus wohlerwogenen, wichtigen Gründen."

„Wie feierlich! — Nun, unter diesen Umständen will ich Gnade für Recht ergehen lassen, also — gratuliren Sie!"

„Mademoiselle Rosalie wolle mir zuerst erlauben, Ihnen dieses Sträußchen zum Angebinde zu überreichen, wenn auch keine von allen diesen Blumen Ihnen an Schönheit und Anmuth gleichkommt."

„Ich danke Ihnen, Herr Schütz!"

„Sie werden heute achtzehn Jahre, Mademoiselle Rosalie."

„Ach, ja, leider, leider werde ich schon so alt!"

„So alt? Achtzehn Jahre ist das schönste Alter für ein junges Mädchen, es fängt an zu empfinden, daß es kein Kind mehr ist, die Gefühle der Jungfrau erwachen, eine unbestimmte Sehnsucht erfüllt ihr Herz, sie sucht die Einsamkeit, sie weiß, daß ihr Etwas fehlt, aber sie hat noch nicht erkannt, worin —"

„Ha, ha, ha," unterbrach ihn laut lachend das Mädchen, „wenn man Sie so reden hört, fast gerade so, wie der Pastor in der Kinderlehre, und man sähe Sie nicht, sollte man darauf schwören, es spräche ein alter Mann! Es ist zu komisch!"

„So?“ erwiederte der junge Schütz betroffen, „ich wüßte doch nicht, womit Sie diese Behauptung begründen könnten.“

„Begründen ist nicht meine Sache, aber das sind ja sehr seltene Blumen in Ihrem Strauße; ich danke recht schön, Herr Schütz!“

„Die Blumen sollen Ihnen allegorisch die Gefühle meines Herzens zu erkennen geben.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Haben Sie nie von der Blumensprache gehört?“

„Nein.“

„Das ist recht Schade. Aber, um an meine vorige Bemerkung wieder anzuknüpfen, in dem Lebensjahre, in welches Sie jetzt treten, ereignen sich bei sehr vielen Jungfrauen ganz besondere Dinge.“

„Besondere Dinge? Sie erschrecken mich, Herr Schütz.“

„Nun, Sie werden doch wohl schon gehört haben, daß sich viele Mädchen in diesem Alter verheirathen?“

„O ja, sehr viele.“

„Wissen Sie auch, worauf sich eine jede Heirath begründen soll?“

„Ach, mit Ihren ewigen Gründen! Wie kann ich wissen, warum sich die Menschen verheirathen?

„Weil sie sich lieben!“

„So? weil sie sich lieben?“

„Wissen Sie auch, was das ist, sich lieben?“

„O ja, aber was das für sonderbare Fragen sind, sie lieben sich, weil sie sich gut sind, so wie ich zum Beispiel meinen Eltern gut bin.“

„Würden Sie Ihren Vater heirathen?“

„Fast glaube ich, Sie sind nicht recht gescheut. Haben Sie je gehört, daß eine Tochter ihren Vater geheirathet hat?“

„Wenn Sie aber nun erführen, daß ein anderer Mann, ein junger Mann von nicht unangenehmem Aeußern, Sie liebte, — würden Sie den heirathen?“

„Wie kann ich das wissen, ich müßte ihn doch erst sehen, sprechen, überhaupt näher kennen lernen.“

„Wenn er zum Beispiel mir gliche?“

„Wenn er Ihnen gliche?“ lachte plötzlich das junge Mädchen laut auf, „das wäre zu komisch!“

„Weshalb zu komisch, wenn ich fragen darf, liebes Kind?“

„Kind?“

„Nun ja, sind Sie denn etwa mehr, als ein halbes Kind, welches noch nicht im Stande ist, sich klar zu machen, wie es fühlt und empfindet? Sie haben mir aber meine Frage noch immer nicht beantwortet; wenn also, wir wollen annehmen, wenn ich Ihnen ein Geständniß machte, was würden Sie wohl darauf erwiedern?“

„Ein Geständniß? Nun, was würden Sie mir dann gestehen wollen? Ich bin sehr neugierig!“

— „Sie ist so unerfahren und unschuldig,“ dachte er, „daß ich es fast bereue, so mit ihr gesprochen zu haben; indessen was hilft es, ich muß weiter gehen.“ —

„Wenn ich Sie zum Beispiel fragte, ob Sie sich vielleicht entschließen könnten, einen Mann, der mir gliche, zu heirathen? Sie wissen zwar nicht, was heirathen ist, aber beantworten Sie mir meine Frage nach Ihrer Anschauungsweise.“

„Nun lassen Sie mich in Ruhe, Herr Schütz,“ sagte das Mädchen mit verdrießlicher Miene. „Gehen Sie, ich möchte allein sein.“

„Nicht wahr, mein Kind, Sie würden nicht ja, auch nicht nein sagen, Sie würden erst mit sich zu Rathe gehen?“

„Ja, ganz richtig!“ rief sie nun wieder plötzlich muthwillig lachend. „Sie sind immer die Weisheit selbst, und wer Sie eine Zeitlang anhört, bekommt auch ein Stückchen davon mit — aber, nun gehen Sie, gehen Sie, ich wünsche, ich will es!“

„Es freut mich, daß Ihnen meine Unterhaltung, welche allerdings von der meiner Altersgenossen in Etwas verschieden sein mag, zusagt — aber gehen Sie mit sich zu Rathe, beste Rosalie, und morgen, morgen sagen Sie mir die Antwort.“

Mit diesen Worten entfernte sich der junge Schütz, innerlich erfreut über die raschen Fortschritte zur Verwirklichung seines Planes.

Rosalie saß nachdenkend und blickte still vor sich hin, ohne daß ihre Hände, wie sonst gewöhnlich, sich mit der Arbeit beschäftigten.

„Ich glaube gar, wenn ich ihn recht verstanden, das war ein Antrag," sagte sie lächelnd, „ich kann wirklich stolz darauf sein!"

Da bogen sich die Zweige in ihrem Rücken auseinander, und ein junger Mann trat leise näher, umfaßte dann ihre schlanke Taille, und ohne ein Wort zu sprechen, drückte er einen langen Kuß auf ihre Lippen.

„Guten Morgen, herzlichen guten Morgen, Du meine liebe, süße Rosa!" flüsterte er nun und verschloß abermals, ehe sie antworten konnte, durch einen Kuß ihren nicht widerstrebenden Mund.

„Wie Du mich erschreckt hast, Wilhelm," sagte endlich das Mädchen, Athem holend, „ich habe Dich gar nicht kommen hören, und wenn uns Jemand gesehen hätte — Du bist immer so ungestüm und unvorsichtig."

„Ist es denn eine Sünde, wenn ich Dich küsse, Rosa? — Bedenke doch, heute wird es ein Jahr, daß ich zum ersten Male Deine holden Lippen berührte, und jetzt —" er küßte sie wieder, „jetzt, wo Du achtzehn Jahre geworden, nun ist es doch wahrlich Zeit, daß

diese Heimlichkeiten, dieses wenn auch süße und reizvolle Geheimniß endlich einmal aufhöre. Willst Du es nun erlauben, daß ich mit Deinem Vater rede?"

Sie antwortete nicht und blickte verschämt und tief erröthend zu Boden.

„Meine theure und einzig geliebte Rosa," fuhr er, sie fest an sich drückend, fort, „laß Deinen Geburtstag auch unsern Verlobungstag sein, wie können wir ihn schöner feiern! Ich gehe, und zwar jetzt gleich, zu Deinem Vater!"

„*Ach, Wilhelm,* Du weißt nicht, wie sehr ich mich *ängstige!* Wenn er seine Einwilligung versagte?"

„Das wird er nicht, was könnte ihn dazu bewegen? Aber sieh', was hast Du da für einen werthvollen Blumenstrauß?"

„O, Wilhelm!" rief das Mädchen lachend, „den hat mir der junge Schütz geschenkt und damit einen förmlichen Antrag um meine Hand verbunden. Morgen will er sich die Antwort holen; Schade, daß Du ihn nicht gehört hast, er war zu komisch!"

„Was? dieser verschlossene, stille Duckmäuser?"

„Ja, ja, Willi, stille Wasser sind tief!"

„Ich werde ihm seine Schleichereien verleiden!" rief der junge Mann mit flammenden Blicken.

„Beruhige Dich, Willi," lachte die muthwillige Rosalie und streichelte dabei mit ihrer kleinen, feinen

Hand seine gerötheten Wangen. „Wenn Du unsere Unterhaltung gehört hättest, Du würdest Dich halb todt gelacht haben. Er frug mich zum Beispiel, ob ich wüßte, was das heiße, sich lieben, und ich sagte: ja, wenn man sich gut ist, wie ich zum Beispiel meinem Vater gut bin. O, es war köstlich! Er nannte mich erst Mademoiselle und dann Kind und dann —"

„Nun, derartigen Ungezogenheiten muß ein Ende gemacht werden. — Warte hier, bald kehre ich mit der Nachricht unseres Glückes zurück."

Der junge Mann, mit dem die kleine Rosalie seit einem Jahre in einem Liebesverhältnisse stand, war ein selbstständiger Kaufmann, nicht ohne Vermögen, dreißig Jahre alt, allgemein geachtet und gern gesehen, was sollte der Vater gegen eine solche Verbindung einwenden? Zwar überrascht, denn den Vätern entgehen in der Regel die Herzensneigungen ihrer Töchter, aber zugleich erfreut, gab er, nachdem die Mutter gerufen und befragt worden, froh und gern seine Einwilligung. Alles eilte nun in den Garten, unter zärtlichen Umarmungen und Thränen empfing Rosalie zum zweiten Male an diesem Tage die Glückwünsche nicht nur der Ihrigen, sondern aller Menschen, die in ihre Nähe kamen. Welche Veränderung für ein bis dahin oft wenig beachtetes Mädchen tritt plötzlich ein, wenn das Zauberwort „Braut" sie zum Gegenstande allgemeiner

Neugierde und erhöhter Theilnahme macht. So geschah es auch mit Rosa, die mit einem Male die Hauptperson des ganzen Hauses geworden, der sich für heute selbst der Vater unterordnete, und die nun des Glückes theilhaftig wurde, ihre Liebe, das Werthvollste, was sie besaß, auch vor den übrigen Menschen zeigen zu dürfen.

Im ganzen Hause herrschte Jubel und Freude, an dem Alle Theil nahmen, nur der junge Schütz nicht, denn der war hinaus auf die Berge gegangen, allein und nachdenkend, wie immer, heute aber besonders tiefsinnig ob der Entscheidung seines Geschickes am kommenden Tage.

Erst gegen Abend kehrte er zurück und trat in den Garten, der unmittelbar an das Feld stieß. Der Erste, der ihm begegnete, war der alte Althaus selbst in ungewöhnlich freudiger Erregung.

„Nun, Schütz, wo kommen Sie so spät her? Sie wissen wohl noch gar nicht, daß meine Tochter Braut ist?“

„Braut?“ rief der junge Mann vor Schreck erstarrt, „Ihre Mademoiselle Tochter Rosalie Braut?“

„Ja, ja, Braut, seit heute Morgen verlobt mit dem Kaufmann Mansfeld. Es ist etwas rasch gegangen, mein lieber Schütz, nicht wahr? Eigentlich doch nicht, denn sie kennen und lieben sich schon ein ganzes Jahr, wie sie jetzt gestanden, die Schelme, und ich habe Nichts gemerkt, nicht das Mindeste! Rosalie that

immer so unschuldig, als hätte sie nur allein für Papa und Mama Etwas übrig — ja, ja, mein lieber Schütz, trau' Einer den Weibern, das ist ihnen Allen angeboren! Aber was fehlt Ihnen denn, Sie sind ja so blaß? Vielleicht zu sehr ermüdet?"

„Ja, Herr Althaus, ich bin nicht ganz wohl," stammelte der so mit einem Male Enttäuschte, „wenn Sie erlauben, gehe ich auf mein Zimmer, ich bin der Ruhe sehr bedürftig."

„Gehen Sie, gehen Sie!" rief ihm der glückliche Vater nach, der ohnehin nicht Zeit hatte, sich heute mit seinem Commis lange zu unterhalten, und suchte die Seinen wieder auf.

4.

Im Innersten ergrimmt und tief gedemüthigt saß der junge Schütz schweigend in seiner Kammer. „Dies junge Mädchen," sagte er sich, „mit dem ich Anstand nahm, überhaupt und selbst nur im Allgemeinen, über die Liebe zu reden, ein kaum erwachsenes, ungebildetes Kind, hat schon ein ganzes Jahr lang ein Liebesverhältniß unterhalten und macht sich einen Spaß daraus, mich, den erfahrenen Mann, zum Besten zu haben — und ich lasse mich auch täuschen, als ob ich wirklich der dumme Junge wäre, wofür sie mich ansieht! Was nützt mir mein jugendliches Aussehen? es ist mir nur

überall hinderlich. Wenn man wie ein alter Mann denkt und empfindet, ist es eine Thorheit, jung aussehen zu wollen. Die Leute halten mich für einen Narren, und ich weiß selbst kaum, ob sie nicht am Ende Recht haben. Es war von vorn herein ein Unsinn, mich mit einem so jungen Mädchen einzulassen, denn ich bin doch einmal alt, wenn ich auch jung aussehe. Deshalb ist es auch vernünftig und naturgemäß, ich heirathe eine Frau in gereiften Jahren, welche Vermögen besitzt und ihrer Denkungs- und Empfindungsweise nach zu mir paßt. Je eher ich dies thue, je besser ist es, ich räche mich dadurch zugleich an diesem naseweisen Ding. Alexia ist selbstständig, kann über das Ihrige, wenn es auch nur zwanzigtausend Thaler sind, frei disponiren und wird sehr glücklich sein, einen so jungen und hübschen Mann zu erhalten. Sogleich mache ich meinen Antrag, und zwar schriftlich."

Alexia war die Schwester des Herrn Althaus, bereits 40 Jahre alt und entsprach in dieser Hinsicht vollständig den Anforderungen, welche der junge Schütz jetzt an seine künftige Lebensgefährtin machte. Schönheit und Anmuth waren von jeher nur Gegenstände ihres Neides und ihrer Verachtung gewesen, sie zeichnete sich durch ungewöhnlich lange Arme, einen sehr großen Mund und eben solche Hände aus. Die Farbe des dünnen Haares spielte etwas in's Röthliche, und beim

Anblick ihres Körpers kam man unwillkürlich zu der Vermuthung, es sei derselbe lange Zeit einem heftigen, austrocknenden Winde ausgesetzt gewesen. Sie galt dabei für eigensinnig und rechthaberisch, so daß es Jeder vermied, länger, als es die Nothwendigkeit oder die Schicklichkeit erforderte, mit ihr zu verkehren.

„Schön ist sie nicht," führte der junge Schütz sein Selbstgespräch fort, indem er einen zierlichen Briefbogen zurecht legte und sich eine Feder schnitt, „man könnte sie sogar häßlich nennen — ich lege darauf keinen Werth. Sie hat Geld, Erfahrungen, Verstand, folglich paßt sie für mich — also keine weiteren Bedenken! Ich werde nun Gelegenheit haben, meine Theorieen über die Kunst, zierlich zu schreiben, einmal wieder, und zwar auf eine ungewöhnliche Art, zur praktischen Anwendung zu bringen," fuhr er selbstgefällig fort, „ich hätte das wahrlich nicht geglaubt, als ich das Werk vor sechzehn Jahren in Druck gab! Also: „Hochverehrte Mademoiselle! — viel zu förmlich — ich muß doch endlich lernen, mich in eine jugendliche Empfindungsweise hineinzudenken, da ich nun doch einmal jung bin. „Angebetete Alexia! Gefesselt von dem Zauber Ihrer unvergleichlichen Schönheit und Anmuth" — das könnte sie doch am Ende selbst für Spott halten, wiewohl die Weiber eine gute Dosis Schmeichelei ohne Beschwerden vertragen können, also: — „Gefesselt von dem Ihnen beiwohnenden Lieb-

reiz und von Ihrer ruhigen, anspruchslosen Anmuth" — besser — „wage ich es, Ihnen die nachstehende, ergebenste Mittheilung zu machen" — viel zu steif und prosaisch — „wage ich es, den unnennbaren Gefühlen meines Herzens in diesen Zeilen einen Ausdruck zu geben" — gut und nun gleich zur Sache, als ob meine Leidenschaft die gewöhnlich üblichen Formen über den Haufen geworfen — „Ich liebe Sie, Alexia, ich liebe Sie schon seit einer Reihe von Jahren" — ach, nicht Jahren — „Reihe von Monaten, von dem Augenblicke an, als ich Sie zuerst gesehen. Verstoßen Sie mich nicht! Sehen Sie nicht etwa in meiner Jugend einen Grund, meinen Antrag um Ihre Hand abzulehnen — ich habe nie an den sogenannten Jugendfreuden Gefallen gefunden. Nur im Besitze Ihres Herzens, Ihrer Liebe kann ich glücklich sein! Schenken Sie mir dieses Glück, das größte und einzige, welches ich vom Himmel erflehe! Mit Ungeduld und banger Erwartung harrt Ihrer Antwort Ihr Sie anbetender

Eduard Schütz."

„Ich müßte lügen, wenn ich glaubte, der Brief gefiele mir," setzte der Verfasser sein Selbstgespräch fort, „es fehlt ihm an Schwung und Rundung, auch malt er die Leidenschaft eines jungen, verliebten Mannes nur mit matten Farben, indessen bei dieser alten Jungfrau wird er seine Dienste schon thun, und es ist mir auch

gänzlich unmöglich, solch dummes Zeug noch einmal in andere Worte zu fassen. Also — fort damit! Wenn auch diese Speculation fehl schlägt, so verlasse ich dies Haus und die ganze Gegend, gehe nach Amerika und fange nochmals von vorne an, ich habe ja noch viel Zeit vor mir!"

Bei diesen Worten siegelte er den Brief, schickte ihn ab, legte sich zu Bett und schlief die Nacht hindurch ruhiger und besser, als dies lange Zeit der Fall gewesen war.

Am andern Morgen ward ihm Alexia's Antwort gebracht, sie enthielt nur die Worte: „Kommen Sie zu mir! Alexia."

Er zog seine Sonntagskleider an und ging. „Sie hat sich zwar sehr kurz gefaßt," überlegte er unterwegs, „aber eine völlig abschlägige Antwort ist es nicht — sonst hätte sie entweder gar Nichts oder anders geschrieben."

Er fand Alexia allein in ihrem Zimmer, und obgleich es noch früh am Morgen war, doch schon in vollständigem und auffallendem Putz, denn sie liebte grelle und schreiende Farben. Ihre kleine Augen hafteten auf ihm mit einer Mischung von Mißtrauen und Zärtlichkeit. Schweigend nahm sie seinen Brief von einem nahestehenden Tische, hielt ihm denselben mit ihrer großen, mageren Hand entgegen und sagte:

„Ist das Ihre Schrift, Herr Schütz?"

„Ja, natürlich, Mademoiselle!" erwiederte er verwundert.

„Sie haben also diesen Brief in Wahrheit und mit voller Ueberlegung geschrieben?"

„Ich wagte es."

„Und Sie lieben mich?"

„Unaussprechlich!" sagte er mit Resignation.

Der Ausdruck ihres Gesichts wurde bei dieser Antwort zärtlicher, aber dadurch keineswegs angenehmer.

„Ahnten Sie es vielleicht," fuhr sie schmachtend fort, „daß auch ich Sie schon längere Zeit liebe?"

„Sie? mich? schon längere Zeit?"

„Ja, unsere Herzen hatten sich erkannt und gefunden, lange, ehe wir es wagen durften, uns dies wechselseitig zu gestehen! Es ist eine Fügung des Himmels!"

„Ja, eine Fügung des Himmels!" wiederholte er mit einem tiefen Athemzuge.

„O, mein Eduard, wie danke ich Ihnen, daß Sie endlich den Muth gewannen, dies Schweigen zu brechen!"

„Es geschah nicht ohne Ueberwindung, aber ich konnte nicht anders."

„Ich kann mir es denken, wie Sie gekämpft und gelitten haben — aber meine Liebe, meine zum ersten

Male erwachte Liebe soll Sie dafür belohnen! Komm, komm an mein Herz, Du mein süßer Bräutigam!"

Sie streckte bei diesen Worten ihre langen Arme nach ihm aus — er durfte nicht mehr zurück und stürzte sich hinein. Sie preßte ihn an die Stelle ihres Busens, blickte ihm mit schmachtender Zärtlichkeit in die Augen, und während ein Gefühl ihn ergriff, als ob er mit dem Ertrinken kämpfe, empfing und erwiederte er ihre Liebkosungen.

Wie vorauszusehen, machte die so plötzlich entstandene Liebe zwischen dem jungen 22jährigen Commis und der 40jährigen Jungfrau allgemeines und gerechtes Aufsehen. Die Familie, besonders der Bruder, welcher das Vermögen der Schwester als bereits seinen Kindern gehörig betrachtet hatte, war entrüstet, und es gab die heftigsten Scenen. Aber Alexia blieb fest, auch als ihrem Bräutigam und später ihr selbst das fernere Verbleiben im Hause verweigert wurde. Sie rächte sich dadurch, daß sie ihrem Bruder die bei ihm stehenden, nicht unbeträchtlichen Capitalien kündigte und den Hochzeitstag so bald als irgend möglich ansetzte.

Da wurde denn die Hochzeit schon vier Wochen nach der oben beschriebenen ersten Unterredung der Liebenden vollzogen. Niemand, weder von der Familie der Braut, noch des Bräutigams wohnte der Feier bei. Der junge Schütz hatte bis dahin sehr viel durch die Zärtlichkeiten

seiner Braut gelitten und war einmal fast entschlossen, dies Verhältniß ganz wieder abzubrechen, als sich Alexia in dem Contract die alleinige, freie Disposition über ihr in die Ehe gebrachtes Vermögen vorbehielt. Nur die Erwägung, daß er bereits zu weit gegangen und als Mann später leicht seinen Willen werde durchsetzen können, bewog ihn, sich stillschweigend zu fügen.

In dieser Voraussetzung hatte er sich jedoch bitter getäuscht. Der Arme hatte unter seinen vielen und langjährigen Erfahrungen keine einzige, welche ihn gelehrt hätte, daß ein böses Weib dem Manne schon auf Erden alle höllischen Qualen empfinden lassen und zur Verzweiflung oder zum Wahnsinn treiben kann — hatte ihn doch immer nur der Segen eines geliebten, guten Weibes umgeben, von dem er wie von dem Lichte der Sonne unbewußt erwärmt und belebt worden war.

Schon nach zwei Monaten war sein Zustand daher ein fast unerträglicher. Als er sich gegen die Zärtlichkeiten seiner Gattin immer kälter bewiesen, hatte sie ihre eigentliche, innere Gesinnung herausgekehrt und ihn mit der größten Mißachtung und Rücksichtslosigkeit behandelt, so daß ihm ebenfalls die Geduld ausgegangen und die sehr heftigen Scenen zum Gegenstande der Gespräche der ohnehin klatschsüchtigen Stadt geworden. Am meisten hatte ihren Zorn sein Verlangen nach ihren Capitalien zum Beginn einer eigenen Handlung

erregt. Sie schlug dies rund und in sehr entschiedenen Ausdrücken ab, wodurch er sich dann natürlich in all' seinen Berechnungen getäuscht fand. Noch hegte er einige Hoffnung, sie für seine Pläne zu gewinnen, und benützte daher eine geeignete Stunde, seine Anträge zu erneuern.

„Nein, Eduard," erwiederte sie mit kaltem, höhnischem Tone, „mein Geld bekommst Du nicht, wenn Du mich deshalb geheirathet hast, so ist das eine völlig falsche Speculation von Dir gewesen."

„Aber, Alexia, laß doch einmal vernünftig mit Dir sprechen. Will ich denn Dein Geld? Ich will es Dir ja nur vermehren, verzehnfachen! Nicht zum Luxus und Vergnügen —"

„Ach, schweige von Deinen unreifen, albernen Prospecten! Glaubst Du, ich hätte mein ganzes Leben gespart und gedarbt, um meine Nothpfennige von so einem hergelaufenen, unerfahrenen Abenteurer vergeuden zu lassen? Was fehlt Dir? Was willst Du noch? Du hast Essen, Trinken, Wohnung und Kleider, Du hast eine Frau, mit welcher Du sorgenfrei und vergnügt leben könntest, wenn Du nicht ein Zänker und ein eingebildeter Narr wärest."

Er schwieg, hatte den Kopf auf die Hand gestützt und war in tiefes Nachdenken versunken; ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, er hätte am liebsten

laut weinen mögen, wenn ihn nicht die Scham davon zurückgehalten.

Die Frau legte dies zu seinem Vortheile aus, sie hielt sein Schweigen für ein Zeichen der Reue und gab einer sanfteren Regung Raum, in der Hoffnung, die gänzlich erloschene Liebe ihres jugendlichen Mannes wieder neu zu beleben.

„Eduard," sagte sie mit verändertem Tone, „Du scheinst meine Worte beherzigt zu haben, wir könnten ja so glücklich leben. Mit tausend Thaler Einkommen sind wir dazu im Stande, ich will Dir gern in manchen Dingen nachgeben, nur schlage Dir die alberne Idee von einer eigenen Handlung aus dem Kopfe. Komm, sei wieder der Alte, wie in den ersten Tagen unserer Liebe, wie warst Du damals so anders und so gut."

Sie schlang bei diesen Worten ihren Arm um seinen Hals und drückte ihn sanft an sich — aber diese Berührung wirkte auf ihn, wie der Biß einer Klapperschlange.

„Fort!" rief er aufspringend, „fort! berühre mich nicht — es könnte mich wahnsinnig machen, wenn ich es nicht ohnehin schon bin!" —

Sie trat zum ersten Male erschreckt von ihm zurück und sagte: „Ich glaube es auch fast, daß Du toll bist."

„Ja, Du hast Recht, ich war es schon, als ich Dich heirathete, weil ich mit Deinem Gelde speculiren wollte, als ich den Widerwillen vor Deiner Person überwand,

nur um Geld und Unabhängigkeit zu besitzen. — O! damals wußte ich noch nicht, was ein böses Weib sei! Jetzt habe ich auch diese Erfahrung gemacht — und wenn Eine Deines Gleichen die Zugabe zu allen Schätzen der Welt wäre — fort, fort damit! weshalb schon hier auf Erden in der Hölle leben?"

„Warte Bürschchen," schrie Alexia in fast sprachloser Wuth, „ich werde Dir Deine Speculation mit meiner Person austreichen, du hergelaufener Landstreicher! Von jetzt an erhältst Du monatlich nur einen Thaler Taschengeld, eigentlich noch zu viel, sonst nichts Baares, Nichts, gar Nichts — damit speculire! Fange eine eigene Handlung an! Ha! ha! ha! ha! Bald wird es heißen, der reiche Herr Schütz — nein, der Narr! der Taugenichts! der Betrüger!"

Bei diesen Worten ging sie laut und höhnisch lachend aus dem Zimmer. Er lag mit dem Kopf auf dem Tisch, und nun, da er allein war, schluchzte und weinte er laut und lange.

„O! wie ist dieser Zustand erniedrigend und unerträglich!" rief er dann. „Was ist aus mir geworden? Ich besitze einen jugendlichen Körper, den ich verwünsche, und eine altgewordene Seele! Alles, was mir lieb und theuer gewesen, hat mich verlassen — selbst meine Ehre und meine Rechtschaffenheit! Ein Teufel in der Gestalt eines Weibes ist meine Gefährtin! —

O, Du meine geliebte, theure Johanna, auch Du warst nicht mehr jung, warst mit mir alt geworden, aber Du warst und bliebst ein Engel meines Lebens! Und doch hast Du meines thörichten Wunsches wegen sterben müssen! Was soll ich hier noch länger — solche Jugend ist schrecklich! besser ein schneller Tod, als diese lange, unerträgliche Qual! Ich will wieder zu Dir, meine Johanna, will wieder mit Dir vereint sein. — Stoße mich nicht von Dir, wenn ich komme, weil ich ein Selbstmörder geworden — ich konnte nicht anders —"

Bei diesen Worten nahm er eine an der Wand hängende Pistole, sah nach dem Zündkraut und spannte den Hahn. — „Bitte für mich, Johanna! Gott sei meiner armen Seele gnädig!"

Er setzte den Lauf der Pistole an die Stirn und drückte ab. — Er hörte den Schuß fallen, ein betäubender stechender Schmerz durchzuckte sein Gehirn, aber er fühlte zugleich, daß er dennoch lebe. Dies Bewußtsein erfüllte ihn mit Schauder und Angst, er wagte nicht die Augen zu öffnen. Endlich schlug er sie auf, und — — sah seine Johanna schlummernd unter dem Hollunderbusch an der Felswand im Gebirge. Die Strahlen der eben am Horizont versinkenden Sonne umflossen sie mit ihrem Glanz und verschönten noch das selige Lächeln, was ihren Mund umschwebte.

Bestürzt, verwundert blickte er um sich. — „Ein Traum?" stöhnte er, „wirklich, wirklich nur ein Traum? — O, mein Gott, mein Gott, wie danke ich Dir, daß diese schreckliche Jugend nur ein Traum gewesen!"

Er kniete tief erschüttert nieder und küßte leise die Lippen seiner schlummernden Gefährtin. Sie schlug mit dem Ausdrucke des höchsten Glückes die Augen zu ihm auf.

„Ach, mein Emanuel!" sagte sie kaum hörbar, „welch' herrlichen, wunderbaren Traum habe ich gehabt! Ich war wieder jung! Alles, Alles, mein ganzes Leben ist an mir vorüber gegangen, als ob ich es noch einmal durchgelebt hätte. Ich befand mich im Garten meiner Eltern, Du bliebst an der Hecke stehen, ich hörte wieder zum ersten Male die Worte Deiner Liebe, fühlte den ersten Druck Deiner Hand, den ersten Kuß Deiner Lippen. All' die Unruhe und die Seligkeit unserer Hochzeit durchbebte mich nochmals — dann wohnten wir wieder in dem kleinen Häuschen dort unten an der Stadt, unsere Elise wurde geboren, Du weintest vor meinem Bett, und ich weinte mit Dir vor Freude, und Du gabst mir das goldene Kreuz. — Alles ganz so, wie vor vielen Jahren, auch das Spätere — selbst unsere silberne Hochzeit habe ich noch einmal im Traume verlebt. — Und Du? Hast Du auch geträumt, Emanuel?"

„Ich hatte einen fürchterlichen, gräßlichen Traum,

Johanna," sagte er, tief Athem holend, „ich bin davon noch bewegt und erschüttert und will ihn Dir später erzählen, — aber komm jetzt," bat er, sie fest umschlingend, „komm, Du mein liebes, gutes Weib, laß uns hinabgehen in unser friedliches Haus, zu unsern Kindern und Enkeln. Laß uns die Tage, welche Gott uns noch beschieden hat, in Liebe und Nachsicht zusammen verleben, fern von thörichten Wünschen, an denen das menschliche Herz so reich ist! Unsere Erinnerungen werden uns stets jung erhalten, so lange, bis uns Gott beruft zur ewigen, unvergänglichen Jugend!"

Schweigend, aber ihn mit der innigsten Liebe anblickend, folgte sie ihm, da rauschte es vernehmlich durch die Stille des Abends droben an der Felswand in der düstern Tanne — aber als sie aufblickten, sahen sie Nichts, als die von einem Luftzuge leise erzitternden Zweige des Baumes.

Das Marienbild.

Eine Reise-Erinnerung.

Es war ein heiterer, sonnenklarer Morgen — eine seltene Erscheinung in diesem Sommer — als ich Kissingen verließ, wo ich vier Wochen der Pflege meiner Gesundheit obgelegen. Wie hatte ich mich in den letzten Tagen nach dieser Stunde gesehnt, mit welchem Neide den Morgens abgehenden Postwagen nachgeschaut und mit welcher nicht zu rechtfertigenden Schadenfreude die Abends in langen Zügen ankommenden neuen Kurgäste betrachtet! — Ich glaube, daß die Meisten, welche nicht lediglich zum Vergnügen ein Bad besuchen, von einer ähnlichen Sehnsucht nach dem Ende befallen werden; mir war dies um so weniger zu verdenken, als meine dort erworbenen Bekannten, zu denen ich zuletzt in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden, bereits abgereist waren und mich unter der mir fremd gewordenen Welt allein zurückgelassen hatten. Man kommt sich nie einsamer und verlassener vor, als in einer unbekannten großen Stadt oder unter einer Masse von Menschen, die uns sämmtlich unbekannt

sind. Kissingen mit seinen Freuden und Leiden lag nun hinter mir, und doch, als ich von der letzten Höhe noch einmal in das stille Thal hinabschaute, welchem die Brunnen-Nymphe einen europäischen Ruf verliehen, als ich nochmals mit einem raschen Blicke all' die freundlichen Punkte übersah, wo ich mit den jetzt in alle Weltgegenden zerstreuten Freunden manche Stunde in dem einer solchen Zeit eigenen, ruhigen, beschaulichen Genuß verlebt hatte, da beschlich doch eine leise Wehmuth mein Herz, wie immer beim Scheiden, sei es von Menschen, sei es von einem Fleckchen dieser Erde, worauf wir, wenn auch nur eine kurze Zeit, uns des Daseins gefreut haben. Die Eisenbahn brachte mich nach Bamberg, dieser freundlichen Stadt mit den wundervollen Kirchen und der herrlichen gartenähnlichen Gegend. Nach einer Badekur muß man möglichst langsam reisen, warum sollte ich daher nicht an einem so schönen Orte einen Tag verweilen? Nachdem ich den Dom bewundert und die Aussicht vom Michelsberge genossen, ging ich gegen Abend die Regnitz hinauf nach dem nahe gelegenen Vergnügungs-Orte Buch, wo Liedertafel war. Es giebt wohl wenige Spaziergänge, welche sich mit diesem an Schönheit messen könnten. Die klaren, rasch fließenden Wasser der Regnitz werden am linken Ufer von einer bewaldeten Hügel-

reihe begrenzt, während man im Schatten alter, hoher Bäume fortgeht, die hin und wieder über duftige glatte Wiesen weite Fernsichten nach den östlich liegenden Bergen gestatten. Das Ganze gleicht einem meilenweiten, großen englischen Parke, den schwerlich die Kunst eines Gärtners in so edlen großartigen Verhältnissen zu schaffen im Stande sein würde. Die Sonne neigte sich zum Untergange und übergoß die Fluthen des Stromes, das Laub der Bäume und die ganze weite Gegend mit jenem flüssigen Golde, welches sie so häufig beim Scheiden der sich zur Ruhe vorbereitenden Erde wie einen letzten Liebeskuß aufdrückt, und das sich mit gleicher Wirkung in die Seele des dafür empfänglichen Menschen senkt. Gedankenvoll stand ich an dem Ufer des Flusses und gab den purpurnen Wellen Grüße mit an den fernen Rhein, den ich so lange nicht mehr geschaut.

„So nachdenkend?" sagte eine Stimme hinter mir, und ich sah, als ich aus meinen Träumereien aufschreckte, einen Mann neben mir, den ich von Kissingen her oberflächlich kannte, und von dem ich wußte, daß es ein Professor sei, sonst war er mir fremd.

„Sie weiden sich wohl an diesem Naturbilde," fuhr er fort, „und Sie haben Recht, denn es ist gerade eine äußerst günstige Beleuchtung."

„Daran habe ich wahrlich gar nicht gedacht,“ erwiederte ich, einigermaßen über die unberufene Störung ungehalten.

„Nicht? Ich glaubte, Sie studirten die Wirkungen des Sonnenlichtes, welches, durch die Dünste der Erde vielfach gebrochen, diese röthliche Färbung angenommen.“

„Ich habe mich damit begnügt, mich der Wirkung dieser Erscheinung hinzugeben, ohne über die Ursache derselben nachzudenken.“

„Das sollte man niemals, ein solches Licht läßt sich zum Beispiel künstlich in ganz gleicher Färbung und Wirkung erzeugen, während es der Wissenschaft noch nicht gelungen ist, ein dem reinen Sonnenlichte an Stärke gleiches darzustellen.“

„Das glaube ich ohne Ihre besondere Versicherung,“ erwiederte ich, „auch möchte es der Wissenschaft doch einigermaßen schwer fallen, dieses röthliche Licht in so großer Masse hervorzubringen, daß eine Gegend, wie wir sie hier vor uns sehen, davon erleuchtet würde.“

„Sie meinen, die Masse des dazu nöthigen Stoffes würde nicht zu beschaffen sein? Das hängt lediglich von den Vorbereitungen und den Kosten ab. Uebrigens ist Masse und Größe ein sehr relativer Begriff; dieses Stückchen Gegend, welches wir von hier aus übersehen, ist zum Beispiel im Verhältniß zur Masse der Sonne

lange nicht so groß, wie die Bühne eines gewöhnlichen Theaters nach unseren irdischen Maßen beurtheilt. Beachten Sie ferner die Täuschung der Sinne. Die ganze Landschaft würde sich gut gemalt eben so ausnehmen, wie jetzt in der Wirklichkeit, und Sie könnten dann durch einige röthlich gefärbte Lampen sich zu derselben angenehmen Empfindung hinaufschrauben, in welche Sie diese am Abende keineswegs ungewöhnliche Beleuchtung versetzt zu haben scheint."

Es hätte mir nicht leicht etwas Unangenehmeres begegnen können, als auf diese Weise in meinen Betrachtungen gestört zu werden.

„Es wird kühl," sagte ich, „daher ziemt es sich für einen Brunnengast, als welchen ich mich noch betrachte, das Zimmer aufzusuchen."

„Wir wohnen wahrscheinlich in demselben Gasthofe, es giebt ja nur einen guten Gasthof in dieser rein geistlichen Stadt; wenn es Ihnen daher nicht unangenehm ist, so gehen wir zusammen."

Ich blieb mithin noch eine Zeit lang an meinen Gefährten gefesselt, mit dem ich bald darauf bei einem frugalen Abendessen in dem freundlichen Speisesaale des Bamberger Hofes zusammen saß.

„Es ist recht schade," bemerkte er, indem er langsam seine Suppe hinunterschlürfte, „daß unsere gemeinschaftliche Kur es nicht gestattet, eine Flasche Wein mit

einander zu trinken, ich entbehre ungern die leichte Nerven-Erregung, welche der Genuß guten Weines immer hervorbringt."

„Sie trinken also nur Wein, um Ihre Nerven aufzuregen?"

„Weshalb sonst? Könnte ich dieselbe Wirkung durch Pillen oder Pulver erreichen, so würde ich diesen kürzeren Weg vorziehen, aber das geistige Fluidum, welches vorzugsweise auf die Gehirn-Nerven, mithin auf unser eigentliches Lebensbewußtsein wirkt, ist gerade in dem Medio des Weines auf eine für unseren ganzen Organismus so vortheilhafte Weise gebunden, daß sich die beabsichtigte Wirkung nur durch den Genuß des Weines hervorbringen läßt. Alle übrigen Mittel sind den Magennerven mehr oder weniger nachtheilig, und dies bleibt nicht ohne Rückwirkung auf das Gehirn."

Ich freute mich im Stillen, daß ich einen bestimmten Grund anzugeben hatte, um mit diesem Manne keinen Wein zu trinken, denn ich würde es sonst mit der Kur nicht so genau genommen haben.

„Wenn wir zu viel trinken," fuhr der Professor fort, „so wird die Thätigkeit der Gehirn-Nerven zu sehr in Anspruch genommen, ihre Arbeit wird eine unverhältnißmäßige gegen den ganzen übrigen Organismus, und deshalb leidet zeitweise unser Denk- und Auffassungs-Vermögen."

„Ganz richtig," schaltete ich ein, „und hier zeigt sich recht die Abhängigkeit unseres Geistes vom Körper, seine Diener versagen ihm, er ist außer Stande, die Erscheinungen richtig von Außen aufzunehmen und sich wieder nach Außen kund zu geben."

„Unser Geist?" fragte spöttisch der Professor, indem er sich den Mund wischte, „unser Geist ist eben nur die Thätigkeit der Gehirn-Nerven. Lebendiges Gehirn, das ist des Menschen Geist! Ein Stückchen Gehirn weniger, und der Geist ist fort, ohne daß der Mensch zu leben aufhört; zu viel erregende Substanz hinein, und die Thätigkeit des Gehirnes wird unregelmäßig, confus, das heißt, der Mensch ist betrunken oder, wenn andauernd, verrückt. Da haben Sie den Geist!"

„Es ist schon spät, Herr Professor," erwiederte ich, wenig aufgelegt, mich mit der Widerlegung einer so reinen Negation einzulassen, „ich mag daher Ihre Ansicht nicht bekämpfen, soviel scheint jedoch unzweifelhaft, daß Sie Ursache und Wirkung geradezu auf das Allergröbste verwechseln."

„Vielleicht sprechen wir morgen mehr über diesen Gegenstand," bemerkte der Professor gähnend, „es ist wirklich Zeit für uns, schlafen zu gehen. Wie reisen Sie von hier?"

„Ich weiß es selbst noch nicht," erwiederte ich, denn ich hatte nicht die mindeste Lust, mit diesem Manne

weiter zusammen zu bleiben, „wahrscheinlich nach Leipzig, vielleicht mache ich auch noch einen Abstecher nach Nürnberg, ich werde es mir noch überlegen."

„So, so, — nun, wir sehen uns jeden Falls beim Frühstück, bis dahin leben Sie wohl."

Am andern Morgen frühstückte ich auf meinem Zimmer, um nicht mit dem mir unangenehmen Manne zusammen zu treffen; als ich ihn dann bei der Abfahrt ebenfalls im Wartesaal fand, vermied ich ihn und setzte mich in ein anderes Coupé. In Markt-Schorgast stieg ich aus, weil es in meiner Absicht lag, einen Abstecher durch Böhmen zu machen und namentlich jene großen, zusammenhängenden Waldungen im Südwesten dieses Landes zu besuchen, von denen ich so viel Anziehendes und Wunderbares gehört hatte. Ein Böhme, dessen Bekanntschaft ich gleichfalls in Kissingen gemacht, vermochte gar nicht Worte zu finden, die großartige und erhabene Natur dieser Urwaldungen zu schildern, und ich hörte ihm gern zu, wenn er in der etwas phantasiereichen Weise, die ihm eigen war, von den Wundern dieser mir völlig fremden Welt erzählte.

„Wenn man hinaufsteigt aus den Thälern, worin die letzten Dörfer vor diesen Waldungen liegen," sagte er, „so erreicht man zuerst auf steinigen, wenig befahrenen, aber viel betretenen Wegen eine Hochebene, wo die Wälder noch das gewohnte Ansehen haben. Bald

steigt das Gebirge aber wieder an, es öffnen sich weite, tiefe Thäler, begrenzt von hohen Bergen, und Alles, so weit das Auge reicht, ist bedeckt mit riesenhaften Bäumen. Nur selten zeigt sich eine Blöße, meilenweit kein Dorf oder Haus. Hunderte von Stämmen liegen verfaulend am Boden, ohne daß die Hand eines Menschen sie berührt hätte, von Moos und Schlingpflanzen überzogen. Wo der Wanderer den bläulichen Rauch an den tief dunkeln Waldwänden in die Höhe steigen sieht, um sich in der klaren, reinen Bergesluft zu verlieren oder sich mit den tiefgehenden Nebelwolken zu vermischen, da wird er eine seltsame Colonie von Waldarbeitern finden. Sie wohnen in den zunächst, aber doch fast immer einige Meilen entfernt gelegenen Dörfern und bleiben — Viele Monate lang, Alle aber die Woche über — im Walde, weil es ihnen nicht möglich ist, täglich Abends ihre Heimath aufzusuchen und Morgens nach den fernen Arbeitsplätzen zurückzukehren. Sie wohnen dort in großen Hütten, die von rohen Stämmen gefertigt sind, und deren Zwischenräume man mit Moos gegen Regen und Wind dicht gemacht hat. In der Mitte derselben brennt Tag und Nacht ein Feuer, sowohl zum Erwärmen, als zum Kochen der Speisen dienend. Da die Hauptarbeit, nämlich das Fällen des Holzes, fast immer im Winter betrieben wird, und es dort oben ohnehin rauher und stürmischer

ist, als unten in den Thälern, so müssen die Arbeiter oft viel von der Kälte leiden. Dennoch hängen sie mit einer unüberwindlichen Neigung an dieser Beschäftigung und dem damit verbundenen einsamen und beschwerlichen Leben und sind nur selten zu bewegen, diesen Beruf gegen einen anderen, wenn auch gewinnreicheren, zu vertauschen. Fast die Meisten sind verheirathet und gehen regelmäßig Sonnabends nach Hause, denn Frauen und Kinder dürfen auf die Arbeitsplätze nicht mitgebracht werden. Da ist es denn stets ein großes Fest in den Walddörfern, wenn am Samstag Abend die Arbeiter aus dem Walde heimkehren. Die Frauen und Kinder ziehen hinaus, sie zu empfangen, und man muß die Liebe und Herzlichkeit gesehen haben, die ein jedes solches Wiedersehen in sich schließt, um den Genuß zu begreifen, den überhaupt ein derartiges Leben für die Männer haben kann. Da ist wohl Niemand in einem dieser Dörfer, der nicht mit banger Erwartung ersehnt, mit Liebe und Freude empfangen würde. Und wie sie ihren Marsch beschleunigen, diese kräftigen, wettergebräunten Gestalten, wie ihr Schritt rascher, ihr Auge leuchtender wird, während das bis dahin lebhafte Gespräch allmählich stockt, weil Jeder in Gedanken mit den Seinen beschäftigt ist! Endlich ist die letzte Höhe erreicht, die Grenze des dunkeln Waldes, in welchem sie sechs Tage schwere Arbeit verrichtet, überschritten, und

vor ihnen im Schatten der Obstbäume, von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne übergossen, in denen sich der bläuliche Rauch der bescheidenen Schornsteine verliert, liegt das kleine friedliche Dorf — die Heimath! Wie sie schneller schlagen, diese Herzen, wie ängstlich die Augen suchen, ob sich noch Niemand der Ihrigen zeigt — da, da unten wehen Tücher, Stimmen ertönen, und die Getrennten sind wieder vereint. Sie fallen sich nicht in die Arme, sie küssen sich nicht einmal, sondern reichen sich fast stumm die Hände; aber das Auge der Frau hat im raschen Blick die Gestalt des Mannes überflogen und sich überzeugt, daß ihm kein Unglück zugestoßen, kein tückischer Baum ihn im Fallen verletzt, *daß er ganz und wohl* wiederkehre — zu Weib und *Kindern. Und Er?* Eine kurze Frage, von einem freu*digen Lächeln* beantwortet, genügt ihm — er weiß es jetzt, Gott hat die Seinen erhalten, während er droben in den Wäldern war, vor Unglück geschützt, und er kann sich nun einen ganzen langen Tag mit ihnen freuen. An solchen Abenden sind die kleinen Fenster der niedrigen Häuser in jenen Dörfern heller erleuchtet, wie an den anderen Tagen der Woche. Der Vater, der Bruder, oder auch wohl der Liebste ist wieder daheim, gesund und wohl, und nun die Familien allein und unter sich sind, überlassen sie sich lauterer Freude und sichtbarer Zärtlichkeit. Dann verzehren sie ihr

gemeinschaftliches einfaches, aber heute doch durch etwas Außergewöhnliches verbessertes Mahl und erzählen sich die besonderen Ergebnisse der Woche, welche niemals ohne solche vorübergegangen ist, so unglaublich dies auch scheinen mag. Der Sonntag verfliegt nach gemeinschaftlichem Kirchgange nur zu rasch, besonders wenn Abends der alte Geiger seine bekannten auffordernden National-Melodieen ertönen läßt und sich die Paare im raschen Kreise drehen. Dann kommt der Montag und der Abschied — die Männer versammeln sich an der Kirche Morgens fünf Uhr und ziehen hinaus und hinauf in die Wälder, um wieder sechs Tage fern von den Ihrigen der schweren und oft gefährlichen Arbeit obzuliegen." — —

So ungefähr hatte mein böhmischer Badegenosse erzählt, nur war seine Schilderung von der Größe, Erhabenheit und Einsamkeit jener Waldungen und von der einfachen und doch tiefen Empfindungsweise ihrer Bewohner weit lebhafter und poetischer gewesen, als ich dies wiederzugeben im Stande bin. Dahin beschloß ich zu reisen, ich wollte einmal so recht in Urnatur schwelgen.

Als ich mit diesen Gedanken und Entschließungen aus dem Eisenbahnwagen stieg, um vorläufig meinen Koffer in Empfang zu nehmen, sah ich zu meinem nicht geringen Aerger, daß der Professor ebenfalls den

Zug verlassen hatte, also jedenfalls auch sich auf irgend einen Seitenweg begeben wollte.

Mein Bild ist jetzt unzweifelhaft in seine Gehirn-Nerven gedrungen, reflectirte ich, und es ist, ohne gerade zu grob zu sein, daher nicht möglich, ihn auf diesem kleinen Perron als bloße Luft zu behandeln und zu thun, als ob ich ihn gar nicht sähe.

Er selbst beseitigte auch sehr schnell die etwa bei mir noch vorhandene Unentschlossenheit, indem er mich begrüßte und eine mir keineswegs angenehme Freude an den Tag legte, mich hier wieder zu finden.

„Ich dachte, Sie wollten nach Leipzig," fuhr er fort, „Sie haben sich anders entschlossen, und das verschafft mir vielleicht das Vergnügen, noch eine Zeitlang in Ihrer Gesellschaft zuzubringen; wie werden Sie von hier reisen?"

Es führen nun zwar von Markt-Schorgast, wie von jedem anderen Orte, alle Wege an's Ende der Welt, es giebt jedoch dort nur eine nennenswerthe Straße, derentwegen man die Eisenbahn verlassen könnte, ich nahm daher um so weniger Anstand, dem Professor meinen Reiseplan mitzutheilen, als mir eines Theils der Mann heute am nüchternen Morgen viel weniger abstoßend erschien, als in meiner gestrigen abendlichen, etwas sentimalen Stimmung, und ich anderen Theils überzeugt war, daß er die Partie in

jene unwirthlichen Wälder keineswegeß nach seinem Geschmack finden würde.

„Schön, schön," erwiederte er, „das ist eine gute Idee, Sie werden dort oben, wenn sie sich aus Entbehrungen, schlechten Schlafstellen und Ungeziefer nicht viel machen, recht genußreiche Stunden verleben und die Natur in ihrem Urzustande belauschen können, wie dies nur noch an wenigen Punkten unseres durch die Civilisation corrumpirten Erdtheiles möglich ist. Ich würde Sie begleiten, aber ich habe die Partie bereits vor Jahren gemacht und sehne mich nicht nach einer Wiederholung; es genügt, wenn man Derartiges einmal sieht. Da ich aber nach Prag reise, wo ich wohne so können wir ein hübsches Stück Weg zusammen fahren, denn es kommt mir auf einen kleinen Umweg nicht an — aber nicht mit der Post, man ist darin so abhängig von der Gesellschaft und der Zeit; lassen Sie uns einen leichten, offenen Wagen miethen, ich werde dann zugleich Ihr Cicerone sein, da ich in Böhmen so ziemlich bekannt bin."

So saßen wir denn bald in einem derartigen Fuhrwerk und rollten rasch den böhmischen Bergen entgegen. Ich hatte auch durchaus nicht Ursache, meinen Entschluß zu bereuen. Der Professor gab sich als ein unterrichteter und gebildeter Mann, der allerdings in vielen und gerade in sehr wesentlichen Dingen seine

eigenen, von den meinigen vollständig abweichenden Grundsätze hatte, worüber zu sprechen ich daher möglichst vermied.

Wir fuhren durch Eger, übernachteten in Marienbad und befanden uns gegen Abend des anderen Tages in Hayd, von wo ich am folgenden Morgen meine Fußpartie über Neustadt in die beschriebenen Wälder und nach den sieben Bergen antrat. Es war noch sehr früh am Tage, als ich aufbrach, die Sonne erhob sich voll und warm über die waldigen Höhen, und die Nebeldecken in den Thälern legten sich fester und dichter auf die feuchten Wiesen und die schnell fließenden Bäche, um dadurch ihren nutzlosen Kampf gegen das Licht zu verlängern.

Der Professor, welcher mir noch eine Stunde das Geleit gegeben, wollte eben Abschied nehmen, als wir einen Hügel erreichten, von dem man eine wundervolle Aussicht genoß. Vor uns im Thale lag, unter Bäumen halb versteckt und von den dünnen Nebelstreifen eines Baches umschlungen, ein Dörfchen, dessen niedrige Häuser nur hier und da aus dem dunkeln Laube hervorleuchteten, während fast unmittelbar dahinter das Waldgebirge begann und terrassenförmig in malerischen Linien bis zu einer bedeutenden Höhe anstieg. Die aufgehende Sonne beleuchtete mit vollem Lichte die dunkeln massenhaften Berge und gab ihnen die

mannichfachsten Färbungen, vom gesättigtsten Grün an bis zu dem bläulichen, verschwimmenden Duft der lockenden Ferne. Die Staffage zu diesem großartigen landschaftlichen Gemälde bildeten eine Menge Landleute, welche unfern von unserem Standpunkte vor einem Heiligen-Bilde knieten oder standen und sowohl durch ihre malerischen Trachten und Stellungen, als durch die fromme Beschäftigung, der sie sich hingaben, den friedlichen und zugleich erhebenden Eindruck noch vermehrten, welcher durch den Anblick dieser wundervollen Gebirgsgegend hervorgerufen wurde.

Während wir uns dem Genusse dieser Aussicht hingaben, erhoben sich unten die Knieenden, ordneten sich und zogen dann, indem sie eine Fahne und ein Kreuz vor sich hertrugen, Gebete hersagend, an uns vorüber. Es waren meist Männer und Frauen in vorgerückten Jahren, nur wenige jugendliche Gesichter und auch unter diesen keine hübschen.

„Haben Sie sich diese Leute genau betrachtet?“ fragte der Professor, als der Zug an uns vorüber war, „dann wird der poetische Eindruck, den Sie als Staffage der Landschaft unten an dem Heiligen-Bilde hervorbrachten, vollständig neutralisirt sein.“

„Es waren allerdings keine schönen Gesichter darunter,“ erwiederte ich, „dies ist auch von Leuten, welche

schwere Arbeit verrichten, im reiferen oder gar im greisen Alter nicht zu erwarten."

„Allerdings, aber dieser fast blödsinnige Ausdruck hat etwas Widerliches für mich, wie immer, wenn der Mensch als des Wahnes Sclave erscheint."

„Das, was diese Menschen hierher führt, ist für sie kein Wahn, sondern der Glaube."

„Es giebt gar keinen Unterschied zwischen Wahn und Glauben. Sie nennen Wahn einen irrigen, falschen Glauben, wie ein Anderer dies von dem Ihrigen thut. Was dem Einen Glaube heißt, ist dem Anderen Wahn, weil eben dasjenige, was unter dem gemeinschaftlichen Begriff von Glauben und Wahn zu verstehen ist, der menschlichen Vernunft widerstrebt und daher immer nur als ein Wahn bezeichnet werden kann."

„Es ist sonderbar und steht mit Ihren eigenen Ansichten im vollständigsten Widerspruch, daß Sie von einer Kraft unserer Seele, der Vernunft, sprechen und dieser die ausschließliche Berechtigung zur Beurtheilung derartiger Fragen zuerkennen, während Sie bei unserem Gespräch in Bamberg überhaupt nur den körperlichen Organismus als den Menschen mit Seele und Leib hingestellt haben. Sobald Sie aber eine Kraft der Seele anerkennen, wüßte ich nicht, weshalb Sie

die anderen leugnen, warum Sie der Phantasie oder dem Empfinden und dem Willen nicht eine gleiche Berechtigung zuerkennen wollen."

„Lassen Sie uns," erwiederte mit seinem unangenehmen Lächeln der Professor, „nicht die letzten Augenblicke unseres Beisammenseins mit solchen nutzlosen Erörterungen vergeuden, die zwischen uns doch schwerlich zu einem Ergebniß führen können. Bei dem, was Sie Phantasie zu nennen belieben, ist nur eine bis jetzt wenig erforschte bewegende Kraft nöthig, um unseren Gehirn-Nerven diejenige Thätigkeit zu verleihen, die zu ihrer Existenz nothwendig ist. Im wachenden Zustande des Menschen bringt sie jene ungeregelten Nervenerschütterungen hervor, die, wenn der Organismus sie nicht verarbeiten kann, in ihrem Endresultat zu den Zuständen führt, welche man Geisteskrankheiten zu nennen beliebt, und die doch nur durch Kuren am Körper geheilt werden können. Die Einwirkung dieser bewegenden Kraft auf die Nerven während des Schlafes aber erzeugt die Träume und giebt, da während desselben die übrigen Kräfte unseres Körpers ruhen, zugleich das richtigste Bild ihrer ungeregelten Wirksamkeit. Aber, wie gesagt, lassen wir das!" so schloß spöttisch mein Gefährte, „es sei ferne von mir, Ihnen Ihren Wunderglauben zu nehmen — aber ich hätte Sie wirklich für einen Protestanten gehalten."

„Darin haben Sie sich auch keineswegeſ geirrt, aber doch halte ich es für vollkommen begründet und erklärbar, wenn der lebendige und zur vollständigen Ueberzeugung gewordene Glaube eines Menschen an die Wunderkraft irgend eines äußeren Gegenstandes, was Sie immerhin Wahn nennen mögen, diese Wunder wirklich hervorbringt.“

„Nun,“ bemerkte der Professor, „es ist mir wenigstens lieb, daß Sie nicht an die Wunderkraft dieser äußeren Dinge selbst glauben. Doch ich möchte mir, ehe wir scheiden, das Heiligen=Bild noch in der Nähe betrachten, welches eine so große Anziehungskraft auf diese Gläubigen ausübt; bisweilen sind derartige Bilder nicht ganz ohne Kunstwerth.“

Wir gingen hinab. Das Bild stellte eine Maria mit dem Jesus=Kinde dar, welches auf ihrem Schooße schlummerte; es war aus Holz geschnitzt und wirklich, wie der Professor vorausgesagt hatte, nicht ohne künstlerischen Werth. Der Verfertiger hatte sich offenbar die Rafaelische Madonna von Bridge=Water dabei zum Muster genommen und sowohl die Gestalt der Maria, als deren Gesichtszüge diesem Meisterwerke nachzubilden versucht. Daß er das Kind in einer für die plastische Darstellung weniger schwierigen Lage und schlummernd dargestellt, that dem Ganzen keinen wesentlichen Abbruch, das Marienbild mit seinen

freundlich ernsten Zügen, mit dem schlummernden Knaben und der gut ausgeführten Gewandung machte vielmehr auf den Beschauer einen innig wohlthuenden Eindruck.

Die Figur stand in einer von Stein erbauten nicht hohen Nische unter einer jener hohen weitschattigen Linden, wie sie sich fast in jedem Dorfe Böhmens und Süddeutschlands befinden. Vor diesem Marienbilde kniete eine junge Frau in so tiefes und inbrünstiges Gebet versunken, daß sie unsere Ankunft gar nicht bemerkte. Seitwärts davon auf einem Steine saß ein Mönch, in das braune härene Gewand seines Ordens gekleidet, in seinem Brevier lesend. Auch er schien unser Erscheinen nicht zu beachten, denn seine Augen blieben unverwandt auf den Zeilen des kleinen Buches haften. Es herrschte eine lautlose Stille, nur hin und wieder von dem Gezwitscher eines Vogels in der Linde unterbrochen, deren Schatten sowohl das Marienbild als die beiden Beter bedeckte. Wir standen eine Zeit lang ebenfalls schweigend auf dem niedrigen Hange des kleinen Thalabschnitts, auf dem wir hinabgekommen, und gaben uns dem Eindrucke dieses stillen friedlichen Bildes hin.

Nach kurzer Zeit erhob sich die junge Frau, schlug andächtig ein Kreuz und ging zu dem Mönch, vor dem sie abermals niederkniete. Er legte seine Hände auf

ihr tief gesenktes Haupt, als ob er sie segne, und zog dann das Zeichen des Kreuzes darüber. Dann stand die Frau auf, und nachdem sie jede Hand des Mönches geküßt, entfernte sie sich und schritt, ohne aufzublicken, an uns vorüber. Ihr volles schwarzes Haar verbarg zum Theil das rothe Tuch, welches die Landleute jener Gegend um den Kopf binden, ihr Gesicht zeigte die feinen, ausdrucksvollen und zugleich leidenschaftlichen Züge, welche der slavischen Race eigen sind.

„Endlich einmal ein leidliches Gesicht," sagte der Professor, als die Frau vorüber war, „und auch jener Mönch macht seinem Stande keine Schande, obgleich er mit seinen hohlen Augen, die er jetzt auf uns zu richten beliebt, doch mehr einem Hussiten-Prediger, als einem Mönche gleicht. Lassen Sie uns ein Gespräch mit ihm anknüpfen, er steht in irgend einer Beziehung zu der Frau."

Nachdem wir die üblichen Grüße getauscht, erkundigte sich der Professor wenig rücksichtsvoll, ob das Marienbild besondere Eigenschaften besitze, und wodurch es sich vor den übrigen vielen Heiligen-Bildern auszeichne.

„Ich dachte, es müßte Euch aufgefallen sein," erwiederte der Mönch nicht ohne einen Anflug von Spott, „daß dies Bild einen künstlerischen Werth hat, man spricht wenigstens allgemein davon."

„Das meine ich nicht," bemerkte der Professor, „thut es Wunder? Ich muß es fast glauben, da so viele Menschen hierher kommen, um es zu verehren."

„Ja, es thut Wunder," sagte der Mönch in ernstem, strengem Tone, „es hat der Wunder schon viele gethan und wird auch noch ferner frommen Gläubigen seine Gnade zuwenden."

„So! Also wirkliche Wunder? Es wäre mir interessant, darüber Näheres zu erfahren."

Der Mönch schien sich auf weitere Erörterungen nicht einlassen zu wollen, denn er las wieder, ohne aufzublicken, in seinem Brevier weiter.

„Hat es vielleicht an jener Frau ein Wunder gethan?" fuhr der Professor fort, ohne sich durch diese Theilnahmlosigkeit stören zu lassen, „sie sah mir fast so aus, als ob an ihr ein Wunder geschehen sei, oder sollte ich mich geirrt haben?"

„Ihr habt Euch nicht geirrt," erwiederte der Mönch.

„Dachte ich's doch, — aber warum seid Ihr so wortkarg, ehrwürdiger Pater, warum wollt Ihr zur Ehre der wunderthätigen Maria uns ihre Wunder oder wenigstens dieses eine nicht mittheilen?"

„Weil ich weiß, daß Eure Frage nur aus müßiger Neugierde stammt."

„Da irrt Ihr, es ist nicht Neugierde, es ist das lebhafteste Interesse, was meine Bitte hervorrief."

„Sei es, was es sei; ich weiß, daß meine Worte keine gläubigen Herzen treffen, aber dennoch will ich Eurem Wunsche entsprechen. Ein Samenkorn fällt oft auf unfruchtbaren Boden und liegt dort lange Zeit, ehe es Wurzel schlagen und aufgehen kann. Vieles, was wir in vergangenen Jahren verspottet und verlacht haben, erscheint uns später in einem ganz anderen Lichte, wenn wir, oft ohne es selbst zu wissen wodurch, daran erinnert werden; und so kann auch meine Erzählung des letzten Wunders unserer heiligen Mutter Gottes zu einer Zeit Eure Herzen erleuchten, wenn Ihr es am wenigsten vermuthet. Setzt Euch denn her in den Schatten der Linde und hört: Jenes Weib, welches Ihr eben gesehen, wohnt in dem Hause dort drüben, dessen Strohdach unter den Bäumen hervorschimmert. Ihr Mann ist, wie die meisten Bewohner dieser Dörfer, Holzbauer und arbeitet sechs Tage oben im Gebirge, um den siebenten mit seiner Famile zu verleben. Als er eines Samstags Abends mit den Uebrigen heimkehrte und vergeblich unter den entgegenkommenden Weibern seine Frau und seinen dreijährigen Sohn suchte, da fuhr der Gedanke, daß ihnen ein Unglück begegnet sein könne, wie ein Messer durch seine Seele, und er stürzte fort nach seiner Wohnung, denn er wollte selbst sehen, nicht durch Andere sein Mißgeschick erfahren.

„Er fand sein Weib in Thränen an dem Bette des Knaben, der, vom Fieber ergriffen, mit gerötheten Wangen in unruhigem Schlummer da lag. Nachdem er den Zustand des Kindes näher erforscht hatte, schien ihm derselbe keineswegs gefährlich, und er tröstete die Mutter, welche sich bereits ihrem Schmerze über den möglichen Verlust des geliebten Knaben hingegeben hatte.

„Seine Worte wollten jedoch bei der Frau nicht wie sonst Eingang finden, und da sich am andern Tage der Zustand des Kindes nicht änderte, vermehrte sich wieder ihre Angst und Besorgniß. Noch wenige Stunden, und der Mann verließ wieder auf sechs Tage das Haus, was konnte in dieser langen Zeit nicht Alles geschehen? Sie vermochte nicht einmal Nachricht zu senden und konnte keine von ihm erhalten. Ach, wenn er wiederkehrte und ihr geliebter kleiner Franz, an dem ihre und seine ganze Seele hing, wäre gestorben! Sie mochte den Gedanken nicht ausdenken und drängte gewaltsam ihre Thränen zurück, als die Scheidestunde in der Frühe des dunkeln, winterlichen Morgens gekommen war. Der Mann ging nochmals an das Bett des Kindes, faßte nochmals die kleinen, heißen Hände und drückte immer wieder einen Kuß auf die gerötheten glühenden Wangen.

„Das Fieber hat nicht nachgelassen, Martha, sagte

er dann, aber ich glaube auch nicht, daß es stärker geworden. Gieb ihm fleißig Wasser mit Zucker und Citronensaft, das wird helfen. Viel wollte ich darum geben, könnte ich diese Woche daheim bleiben — aber es geht nicht, ich muß meinen Contract erfüllen, sonst habe ich den ganzen Winter keine Arbeit. Sei nicht zu besorgt, mein liebes Weib, aber nimm mir den Knaben in Acht, denn Du weißt, mein Herz ist mit ihm verwachsen. Gott und die heilige Jungfrau werden Dir beistehen, ich werde täglich für ihn droben zu ihr bitten, versäume Du es auch nicht. Sie konnte die Thränen bei diesen Worten nicht zurückhalten und mußte laut weinen. — Sorge, sorge für ihn, daß ich ihn gesund wiederfinde! Das waren seine letzten Worte, damit machte er sich aus ihren Armen los und verschwand in der Dunkelheit des kalten, winterlichen Morgens.

„Sie war allein. Allmählich, wie das immer ist, legte sich ihre Aufregung, ihre Willenskraft erstarkte und die Trösterin aller Menschen, auch der elendesten, die Hoffnung, zog Frieden und Ruhe bringend in ihre Seele. Leider war dieser Zustand nur von kurzer Dauer. Schon am andern Tage verschlimmerte sich die Krankheit des Kindes, und was die geängstigte Mutter auch thun mochte, selbst die Rathschläge der erfahrensten Frauen des Dorfes, welche sie herbeirief,

vermochten die Fortschritte des Fiebers nicht zu hemmen. So war unter Furcht und Angst der Freitag Nachmittag herangekommen, der Knabe lag fieberhaft aufgeregt, bewußtlos in seinem Bette, ohne jedes Verlangen und ohne sich zu bewegen. Nur zuweilen schlug er die Augen auf, aber er erkannte keinen Gegenstand mehr, und sein sonst so freundlicher, heiterer Blick war matt und ohne alle Theilnahme. Die bekannten Frauen hatten die Stube verlassen, sie mochten es wohl vermeiden wollen, bei dem Tode des Kindes zugegen zu sein.

„So saß denn das arme Weib, von Schmerz und Angst gefoltert, mit brennenden, trockenen Augen allein an dem Bette ihres einzigen Kindes, welches immer schwächer und schwächer wurde und kaum mehr zu athmen schien. Die untergehende Sonne des kurzen Wintertages blickte durch das kleine, niedrige Fenster und warf ihre letzten Strahlen auf die matten Züge des schlummernden Knaben. Da durchzuckte ein plötzlicher Gedanke die verzweifelte Frau.

„Die Mutter Gottes, die heilige Jungfrau, wird helfen, wenn Keiner, Niemand mehr helfen kann! Hat Er's doch auch gesagt, ich sollte ihre Hilfe anflehen! Hinaus, hinaus! Hin zu ihr! Ich werde sie bitten, anflehen auf meinen Knieen, bis sie mich erhört! Und Du mußt mit, mein süßer, lieber, herziger Franz, wenn

es auch ein wenig kalt ist, ich werde Dich warm einpacken; sie muß Dich sehen, muß selbst sehen, wie elend Du bist und daß sie allein nur helfen kann. Komm, komm, mein Herzchen, wenn wir zurückkehren, bald, in einer halben Stunde, bist Du wieder besser, kannst wieder trinken, und morgen, morgen, wenn der Vater heim kommt, lachst Du ihm entgegen! Ach, wie er sich freuen wird!"

„Mit diesen und noch viel zärtlicheren Worten legte die angstvolle Mutter das kranke Kind tief in Betten verhüllt in einen kleinen Kinderwagen und zog ihn hierher, zu Füßen des Bildes der heiligen Jungfrau. Sie warf sich auf die Kniee nieder und betete lange und mit der ganzen Inbrunst ihrer Seele. Erhalte mir mein Kind, o gebenedeiete Mutter! rief sie, Du bist voller Gnaden; gieße Deine Gnade aus über mich und meinen armen, kleinen Franz. Du kennst die Schmerzen einer Mutter, heilige Maria, Du hältst selbst ein Kind in Deinen Armen; denke, wie unglücklich Du sein würdest, wenn Du es verlieren solltest! O, erbarme Dich, erbarme Dich und sei mir gnädig! Gieb mir ein Zeichen, daß Du mein Flehen erhöreſt, lächle auf mich und mein armes Kind herab, wie Du immer thust, wenn Du helfen willst, und erhöre mich, heilige, gebenedeiete Mutter Gottes, blicke freundlich herab auf die Qualen einer trostlosen Mutter!

„Angstvoll hing ihr Blick an dem Gesicht der heili-

gen Maria, aber es blieb unverändert ernst und kalt. Die Schatten des Abends legten sich düster darauf, und die gequälte Frau vermochte kaum mehr die Züge des Bildes zu erkennen. Da drang ein leiser Seufzer in ihr Ohr, und als sie voll Schrecken aufsprang und sich über das Gesicht ihres Kindes niederbeugte, glaubte sie seinen Athem nicht mehr zu fühlen. Mit einem verzweiflungsvollen Schrei warf sie sich über das Kind und eilte dann beflügelten Schritts mit ihm in ihre Wohnung zurück. Als sie den Knaben aus dem Wagen hob, war er starr und kalt, und als sie, nachdem sie ihn in das Bett gelegt, ihn küßte und zu erwärmen suchte, da fühlte sie, daß das Leben von ihm gewichen, — daß er todt sei.

„Sie konnte nicht weinen, sie konnte nicht sprechen, nicht einmal aufschreien, die Brust war ihr fest zusammengeschnürt, alle Gegenstände drehten sich im Kreise um sie her, und so sank sie bewußtlos auf ihr Lager. Erst nach einigen Stunden kam sie wieder zu sich, es war ihr, als habe sie nur geträumt; aber als sie die starren Züge ihres Lieblings sah, seine kalten, eisigen Lippen fühlte, da wurde sie sich wieder ihres Elends bewußt, und die Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seele.

„Er ist todt, todt! mein süßer, herziger Franz, todt! schrie sie auf. Nie wird er mehr lächeln, nie mehr mit seiner lieben Stimme meinen Namen rufen — o, und wenn der Vater heute Abend heimkehrt und findet ihn

nicht mehr, nie mehr — niemals mehr! Sie warf sich bei diesen Worten über das todte Kind und suchte es durch ihre Küsse wieder zum Leben zu erwecken. Plötzlich sprang sie auf und rief mit von Wahnsinn funkelnden, leuchtenden Blicken: Warum hast Du mein Flehen nicht erhöret, heilige Maria? Warum hast Du meinen Knaben, meinen lieben Franz, mir nicht erhalten? Habe ich Dich nicht gebeten in der tiefsten Nacht meines Herzens, in dem schrecklichsten Schmerze meiner Seele? Habe ich Dich nicht beschworen bei Deinem eigenen Kinde? Dich, die Du weißt, was eine Mutter leidet, wenn sie ihr Kind verliert! Aber Du blicktest kalt und starr auf mich und meinen Sohn herab, als ob Du mich gar nicht hörtest, und dabei behältst Du doch Dein Kind im Arm, Dein eignes, süßes Jesuskindlein, und lässest ruhig das meinige sterben? Ha! Du sollst auch fühlen, wenn Du es wieder vergessen hast, wie einer Mutter zu Muthe ist, der man ihr Kind raubt! Du sollst dieselben Schmerzen erdulden, wie ich erdulden muß, weil Du Dein Ohr meinen Bitten verschlossen hast!"

„Bei diesen Worten stürzte sie mit aufgelösten Haaren aus der Hütte hierher zu dem Bilde der Mutter Gottes. Der Mond war inzwischen aufgegangen, und sein ruhiges, friedliches Licht erleuchtete die stille, schlummernde Gegend. Als die Frau bis zu Füßen des Bildes gekommen war, blieb sie einen Augenblick stehen,

wie wenn sie in ihrem Entschlusse schwankend geworden, dann aber sprang sie einer Wahnsinnigen gleich hin auf die Erhöhung und entriß mit frevelnder Hand das Jesus-Kind dem Bilde der heiligen Mutter.

„So, rief sie, als sie damit in ihre Wohnung zurückgekehrt war, so, mein armer Franz, hier bringe ich Dir einen Gefährten! Jetzt weiß sie, wie eine Mutter der Schmerz zerreißt, wenn man ihr das Kind nimmt! Ha, warum hat sie mir das meinige nicht erhalten? Sie würde dann das ihrige auch noch haben. So, fuhr sie fort, da leg' Dich her zu Füßen meines lieben Franz, da sollst Du liegen, bis sie Euch Beide begraben werden. Nach diesen Worten und wohl in Folge der bei der frevelhaften That, die sie begangen, gehabten Aufregung, schwanden ihre Sinne, und sie sank abermals bewußtlos auf ihr Lager zurück.

„Als sie erwachte, dämmerte der erste, trübe Schein des Morgens durch die kleinen Fenster in die niedrige Stube; sie fühlte sich unendlich matt und bedurfte einer geraumen Zeit, um sich ihres jetzigen Zustandes bewußt zu werden. Sobald das geschehen, warf sie einen verzweiflungsvollen Blick auf das Bett, wo ihr kleiner Franz lag, und sprang dann mit einem lauten Schrei in die Höhe. Ha, rief sie, indem sie ihre langen, herabgefallenen Haare aus dem Gesichte strich, ha, sie hat es sich wiedergeholt, während ich arme Frau geschlafen!

O, wie konnte ich auch schlafen, warum wachte ich nicht? Sie wäre sicher nicht gekommen, wenn ich gewacht hätte! Aber es soll ihr Nichts helfen! Wenn sie es sich wieder geholt hat und es wieder in ihren Armen hält, so nehme ich es nochmals, denn sie soll es nicht behalten, ich werde es ihr stets wieder entreißen! Abermals stürzte sie verzweiflungsvoll hinaus, hierher nach dem heiligen Bilde. Ihre Blicke suchten schon aus der Ferne zu erspähen, ob das Jesus-Kind wieder in den Armen der heiligen Mutter ruhe.

„Als sie näher kam, erblickte sie es wie sonst von den Armen Maria's gehalten, welche unverändert darauf hinabschaute. Mit einem wilden Satze sprang sie hinauf und erfaßte das Kind, aber sie vermochte ihr frevelndes Beginnen nicht zum zweiten Male auszuführen. Es war ihr, als ob die Arme der Mutter Gottes es fester an sich drückten und ihre Blicke ihr zürnend entgegen leuchteten.

„Zerknirscht und reuig sank sie ihr zu Füßen, ihr Haupt ruhte auf den steinernen Stufen, und sie wagte es nicht, es zu erheben. So lag sie lange und fand endlich das Gebet wieder, das Gebet, welches wie ein Strahl des Himmels die Nacht ihrer Seele erhellte und ihrem heißen brennenden Schmerze den lindernden Thau der Thränen schenkte.

„Erst nach längerer Zeit erhob sie ihr Haupt, und

mit gefalteten Händen sprach sie leise betend unter fließenden Thränen: Vergieb mir, heilige Maria, gebenedeite Mutter voller Gnaden, vergieb mir den namenlosen Frevel, den ich an Dir begangen; o! gehe nicht in das Gericht mit dem Schmerze einer unglücklichen Mutter, die nicht wußte, was sie gethan! — Da leuchtete der erste Strahl der aufgehenden Sonne über die braunen, waldigen Höhen, und sein Licht umfloß wie eine Glorie das Bild der Heiligen. Es lächelte freundlich herab auf die reuige Sünderin, und dieses Lächeln senkte sich wie ein lichter Hoffnungsstrahl in ihr gequältes Herz.

„Angstvoll, ob sie sich auch nicht getäuscht, blickte sie nochmals empor, aber sie sah es nochmals: die Heilige lächelte wieder, wie sie immer zu thun pflegt, wenn sie das Flehen eines Gläubigen erhört.

„Ein unendlich freudiges, unbeschreibliches Gefühl durchzuckte die Brust der Betenden, sie sprang auf und flog zurück nach ihrer Wohnung — und da — als sie voll der bangsten Erwartung leise die Thüre öffnete — da sah sie ihren geliebten Franz spielend im Bette sitzen, sah noch sein Lächeln und wie er ihr die kleinen Händchen entgegen streckte — und sank dann, den ihr Wiedergeschenkten fest umschlingend, ohnmächtig bei ihm nieder.

„Wie der Vater am Abende heimkehrte, den Genesenen voll Entzücken empfing, dann Alles erfuhr; wie später die Nachbarn kamen, von dem Wunder hörten

und man der heiligen Mutter Gottes Dankopfer brachte: das gehört nicht zur Geschichte des letzten Wunders," fuhr der Mönch nach einiger Zeit des Schweigens fort; „ich habe Euch Eurem Willen gemäß dasselbe erzählt, wie es geschehen ist. Möge der Eindruck auf Euere Herzen ein wohlthätiger sein und Euch stark machen im Glauben, ohne den alles Wissen Nichts ist, als ein maßloser Dünkel und ein Mißbrauch derjenigen Kraft unserer Seele, welche uns Gott geschenkt hat, um ihn in seinen Werken zu erkennen und in Demuth zu verehren."

Bei diesen Worten erhob sich der Mönch, steckte schweigend das kleine vergriffene Brevier in die weite Tasche seiner Kutte, grüßte leise: dominus vobiscum, machte das Zeichen des Kreuzes und verschwand bald auf der nahen Höhe unseren nachschauenden Blicken.

„Nicht übel," sagte der Professor, nachdem wir längere Zeit geschwiegen, „nun möchte ich aber doch noch, ehe ich Sie verlasse, diese phantasiereiche Bäuerin und ihren wiedererweckten Franz von Angesicht zu Angesicht schauen."

Wir gingen in die nahe Wohnung. Die junge Frau, ein feingeschnittenes böhmisches Gesicht, saß am Spinnrad, und ihr Knabe spielte vor ihr am Boden. Sie empfing uns voller Freundlichkeit und schien vorauszusetzen, daß wir des geschehenen Wunders wegen kämen. Wir ließen uns die Geschichte noch einmal aus ihrem Munde bestätigen und beschenkten dann das Kind.

„Und das hat sich wirklich Alles so zugetragen, liebe Frau?“ fragte der Professor. „Ihr entsinnt Euch aller Umstände ganz genau, namentlich auch, daß Ihr dem Marienbilde das Jesuskind wirklich genommen habt?“

„Ach! lieber Herr,“ erwiederte die Frau, „ich wollte, ich wüßte es weniger genau, wie ich es weiß; aber die heilige Mutter Gottes hat mir meinen Frevel verziehen, sie würde ja sonst meinen lieben Franz nicht wieder in's Leben zurückgerufen haben. Auch hat mir der Herr Pater die Absolution ertheilt, nur daß ich drei Monate lang täglich zwölf Ave Maria vor ihr beten soll. Ach! das thue ich gern, ich hätte hundert gebetet!“

Als wir wieder draußen bei dem Bilde standen, reichte ich dem Professor die Hand zum Abschiede, denn ich wollte nun weiter, hinauf in die Wälder.

„Sie thun wirklich, als ob Sie die Träume dieser Frau für Wahrheit und das Erwachen eines Kindes aus dem Starrkrampf für ein Wunder hielten?“ sagte der Professor in spöttischem Ton.

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind,“ entgegnete ich lächelnd seine Hand schüttelnd, „und nun leben Sie wohl; es war Manches in der Rede des Mönches, was für uns des Nachdenkens werth ist.“

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.